

K. P. Thiele

Dipl.-Gartenbauinspektor

Hannover - Kleefeld

Kirchröder Straße 51

Taufthiele

Kleefeld.



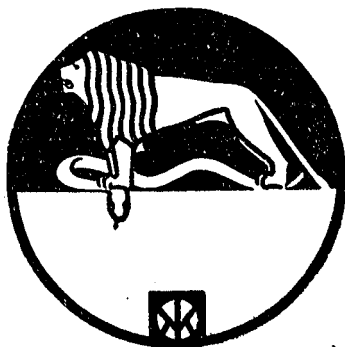
151. bis 162. Tausend

1914
D. J. G. J. J. J.
1914

Seit Nr. 215 Verlag

HANS WEGENER WIR JUNGEN MÄNNER

DAS SEXUELLE PROBLEM
DES GEBILDETEN JUNGEN
MANNES VOR DER EHE



KARL ROBERT LANGEWIESCHE
VERLAG / KÖNIGSTEIN IM TAUNUS & LEIPZIG

1917

HERMANN WEGENER

ZUGEEIGNET:

Mein lieber Hermann! Als ich dieses Buch schrieb, warst Du ein kleines Kind, für das Bücher nur in Betracht kamen, wenn es Bilderbücher waren. Jetzt gehörst Du mit zu denen, an die ich mich in diesen Blättern wende. Darum soll Dir diese Neuauflage gewidmet sein. Möge das Buch das Gemeinsame zwischen Dir und mir noch mehr verankern. Mit diesem Wunsche grüße ich Dich herzlich! Dein Vater.

Zur ersten Auflage 1906:

Wir wollen ohne Affektiertheit von einer ernstesten Sache handeln. Wir wollen von Natürlichem natürlich reden. Wir wollen nicht einen „Standpunkt einnehmen“, auf dem wir festgehalten werden, sondern einen Weg beschreiten, auf dem wir weiterkommen. Ein Standpunkt, und sei er noch so hoch, ist noch lange kein Weg. Theorien und Doktrinen sind uns keine Hilfe. Wir brauchen Tatsachen und Taten. Und zum Handeln will dies Buch rufen.

Zum Handeln auf einem Gebiet, das uns jungen Männern naheliegt wie kein anderes. Das geschlechtliche Leben ist ein Problem. Nicht ein ungelöstes. Die Natur birgt in ihrem Schoße die Keime der Lösung. Und sie weist jedem, der sehen will, den Weg. Nur muß der Weg eben von jedem persönlich von neuem gegangen werden.

Wir gehen nicht von sogenannten „ewigen Gesetzen“ aus, die immer wieder anders formuliert und anders verstanden werden, sondern von dem tatsächlichen Bestande unseres gegenwärtigen geistigen Lebens. Diesen Bestand ermitteln die ersten Seiten des Buches. Die Mühe sie durchzudenken, lohnt sich also vielleicht.

Unverheiratete junge Männer beschäftigen sich viel mit ihrer künftigen Ehe. Als verheirateter junger Mann, der erprobt hat, was er sagt und fordert, will ich zu

meinen unverheirateten Kameraden sprechen. Denn die Verantwortung für das Gelingen der Ehe beginnt nicht erst an dem Tage, an dem sie geschlossen wird. Die Grundbedingungen für unser Glück liegen in einer Jugend, in der wir Kräfte gesammelt und nicht vergeudet haben!

Mörs am Niederrhein, im März 1906

Hans Wegener

Zur neuen Ausgabe 1917:

Seit dieses Buch zum ersten Mal erschien, ist vieles anders geworden in der Welt. Ein großer Teil der Jugend hat neue Wege in eine kraftvolle Zukunft gesucht. Körperliche und geistige Disziplin haben starke Förderung erfahren. Während die einen scheinbar hoffnungslos im alten Schlendrian ihre schönste Zeit vertaten und ihre Kräfte vergeudeten, gingen die andern ernster und entschlossener als frühere Geschlechter den Weg straffer Selbstzucht. Es war eine Freude, mit den Jungen zu leben.

Da kam der Krieg. Wie ein Gericht kam er über die Welt. Das Faule, das sich in Höhlen und Löchern verbarg, ist wie von einer Sturmflut ans Licht gespült worden und hat sich selbst an den Pranger stellen müssen. Das Echte und Starke hat sich in wortkarger Tat bewährt. Unser Volk hat standgehalten.

Die noch im alten, behaglichen Geleis unbedenklichen Lebensgenusses dahinglitten, hat der Krieg aus der Bahn geworfen und hat sie gelehrt, daß das Volkstum ein heiliges ist, dem nicht nur der Lebensgenuß, sondern das Leben selbst zum Opfer gebracht werden muß. Die meisten haben sich in dieser Schule bewährt. Der Krieg hat verloren geglaubte Kräfte offenbar gemacht. Die innerlich Jungen aber, die Werdefrohen, deren Leib rein und stark, deren Hirn und Nerven unverbraucht waren; erlitten in der Kraft, mit der sie die Leiden des Krieges ertrugen, die Bestätigung dafür, daß sie Recht hatten, als sie sich entschlossen, ein reines Leben zu führen und den Kampf gegen sich selbst aufzunehmen.

Hunderttausende blühender, junger Männer hat der Krieg dahingerafft. Ihr Tod, der dazu hat mithelfen müssen, daß unser Vaterland vor feindlicher Verwüstung bewahrt blieb, hat zur Folge, daß viele hunderttausend Kinder, deren unser Volk bedarf, nicht geboren werden können. Diese Nichtgeborenen gehören nicht zuletzt zu den Opfern des Krieges.

Der Gedanke an sie soll uns Überlebenden den Ernst des Gegenstandes, von dem dieses Buch handelt, ins Gewissen hämmern. „Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe“ ist jetzt in noch ganz anderem Sinne als bisher ein nationales. Ihr Jungen, Reifenden! Von euch hängt die Zukunft

des Volkes ab. Auf jeden einzelnen kommt es an!
Nur wenn eure Seele rein und euer Leib gesund bleibt,
können wir ein starkes Volk werden.

Als Bismarck an seinem 80. Geburtstage von 6000
deutschen Studenten begrüßt und bejubelt wurde, sagte
er: „Nachdem ich diese jungen Eichen gesehen habe,
ist mir vor der Zukunft unseres Volkes nicht bange.“
Jetzt schaut das ganze Volk auf euch, ihr Jungen!
Sorgt dafür, daß ihm nicht bange zu sein braucht um
seine Zukunft.

Seit der ersten Auflage dieses Buches bin ich um
soviel Jahre älter geworden, daß ich mich nicht mehr
zu den ganz Jungen rechnen kann. Wenigstens nicht,
wenn man die Jahre zählt. Aber: was ich damals
geschrieben habe und was mir damals Herzenswahr-
heit gewesen ist, dazu stehe ich auch heute noch.
Und heute erst recht. Möge dieses Buch euch weiter-
hin werden, was es sein will, ein Weggenosse, und
wenn ihr wollt, euch helfen!

Zürich, im März 1917

Hans Wegener

DIE EHRE DES MANNES

IN UNSERER ZEIT

*Es sind niemals die Letzten,
welche die Richtung angeben
sondern die Ersten. Björnson.*

Wie eine ewige Krankheit hat sich eine Anschauungsweise bis auf uns vererbt, nach der das Geschlechtliche an sich als unrein und, trotz aller Vorbehalte, als sittlich verdächtig gilt. Wir meinen im Grunde immer noch, wir müßten dieses Gebiet auf irgendeine Weise von einem unbestimmten Verdacht befreien und reinigen.

Natürlich verirren sich heute nur noch wenige Menschen soweit, das Geschlechtliche geradezu und laut zu schelten. Wir sind immerhin soweit gekommen, daß das wenigstens im allgemeinen als rückständig gilt. Indessen, es lebt noch soviel Prüderie, und es besteht noch soviel Befangenheit in der Behandlung von Fragen, die das Geschlechtsleben betreffen, daß man unschwer die Reste jener alten, im Grunde längst vergangenen Anschauungsweise herauspürt. Es kommt also für uns zunächst darauf an, daß wir aus dem Dunst- und Nebelkreise jener mittel-

alterlichen Denkart heraustreten. Erst wenn wir an die freie, frische Luft der Wirklichkeit getreten sind, und wenn wir jene alte Anschauungsweise ganz überwunden haben, erst dann können wir ohne Prüderie und Befangenheit von geschlechtlichen Dingen handeln.

Nur nebenbei sei gesagt, daß ungesunde Lüsternheit auf demselben Boden gewachsen ist wie falsche Prüderie. Wäre das Natürliche unter uns immer natürlich behandelt worden, so wäre die Lüsternheit nicht möglich. Auch wegen ihrer unsauberen Verwandtschaft haben wir allen Grund, uns von der Prüderie frei zu machen und Natürliches natürlich zu verstehen.

Jene alte Anschauungsweise, von der ich sprach, stammt aus einer Zeit, die das Leben überhaupt an Lehrensätzen und Theorien maß. Sie geht zurück bis in die Anfänge des kirchlich festgelegten Christentums, das heißt bis in jene Zeit, da die Christen es aufgegeben hatten, die Welt mit ihrem Glauben zu überwinden und statt dessen sich damit zufrieden gaben, sich in der Welt, so wie sie war, einzurichten. Jesus hatte einmal von Selbstverleugnung geredet. Aber während er damit alles andere, nur nicht die Askese als Lebensprinzip meinte, hat man gleichsam als Letztes und Eigentümlichstes des Christentums [und es war doch im Grunde keineswegs eigentümlich] die Weltverleugnung und die Askese gepredigt. Jesus

war DER Lebensbejaher. Aber die seinen Namen trugen, wurden Welt- und Lebensverneiner. Die katholische Kirche hat im Mönchtum dieses mißverständene Erbe Jesu zäh gehütet, und der Protestantismus hat trotz Luthers Weltoffenheit dieses Erbe noch nicht ganz abgestreift. Mit finsterer Miene und zum Teil mit unnatürlicher Leidenschaft hat man aus dieser Anschauung heraus gegen die Auswüchse des geschlechtlichen Lebens gepredigt und meinte schließlich nicht nur diese, sondern das geschlechtliche Leben überhaupt. Vielleicht war diese Art, geschlechtliche Moral zu treiben, für frühere Zeiten einmal richtig. Heute aber können wir es nicht mehr ertragen, wenn man uns zwingen will, unser Leben nach Lehrsätzen und vorgefaßten Theorien einzurichten.

Der Maßstab, an dem wir das Leben messen, kann für uns kein anderer sein als das Leben selbst.

Uns ist das Leben nicht mehr der Ablauf einer Reihe von vorbestimmten Begebenheiten, uns ist es eine naturnotwendige Evolution vorhandener, gebrauchsfähiger Kräfte. Der Unterschied zwischen dem Ideal des Lebens, das uns vorschwebt, und der vorhandenen Wirklichkeit, ist uns nicht mehr, wie den Früheren, Anlaß zu entkräftender Reue, sondern Ursache einer heißen Sehnsucht. Gegen die Unvollkommenheiten, deren wir uns wenigstens ebenso tief bewußt sind, wie die Alten, kämpfen wir nicht mit

moralischen Theorien oder dogmatischen Sätzen, sondern wir schauen uns um nach dem, was der Entfaltung unseres Lebens im Wege steht, und wenn wir seiner habhaft werden, dann bringen wir es um. Das Leben in seinem Gesamtsinne, das Leben als die Zusammenfassung aller organischen Kräfte des Leibes und des Geistes ist uns das höchste Gut, das hinzugeben wir nur dann bereit sind, wenn noch höhere Güter in Gefahr kommen, das Gesamtleben des Volkes oder auch das Leben eines Nebenmenschen, vor dem unser soziales Empfinden, unsere Liebe Ehrfurcht hat.

Wir schauen uns um nach dem, was unser Leben fördert, und wenn wir es erkannt haben, dann klammern wir uns daran fest und lassen es nicht wieder los. Was Leben hindert, das Lebensfeindliche, ist uns zugleich das Unsittliche. Was Leben fördert, ist uns zugleich das Sittliche. Natürlich bewahrt uns die neue Auffassung des Lebens nicht vor Konflikten. Das soll sie auch nicht. Oft ist das Leben der Feind des Lebens. Der Kampf ums Dasein ist kein mechanischer Vorgang mehr für uns, sondern ein Sichherausdrängen des Wirklichen, des Wertvollen über das Minderwertige hinaus. Es wird in jedem Einzelleben und in jedem Einzelfalle die Förderung des höheren, sich fortentwickelnden Lebens ein Kampf sein gegen die anorganischen Widerstände sowie gegen alles, was

das Leben in die Tiefe herunterziehen will. Da nun der Mensch auf unserem Planeten das höchste, erkennbare Leben darstellt, so ist die Förderung des Menschenlebens für uns der Maßstab der Sittlichkeit. Unsittlich ist also nicht dieses oder jenes, sondern die Schädigung, Schändung oder Hemmung des Lebens. Jede einzelne Handlung ist an sich ethisch neutral, weder gut noch böse. Sie wird erst unsittlich, wenn sie eigenes oder fremdes Leben schädigt.

Ich möchte hier einem möglichen Mißverständnis entgegentreten. Ich bin nicht Utilitarist, das heißt: es kommt mir nicht darauf an, eine Welt- und Lebensanschauung zu verbreiten, nach der möglichst viele Menschen in einem möglichst großen Wohlbehagen leben müssen. Gut und böse sind mir nicht dasselbe wie „nützlich“ und „schädlich“. Es kommt mir vielmehr darauf an, dem inneren Wert des Menschen und des Menschenlebens zu dienen, die Existenzmöglichkeit und Entwicklungsmöglichkeit der Menschen in das rechte Licht zu stellen. Wenn wir den Menschen und sein Leben zum Maße aller Dinge machen, so ist das nichts weniger als schnöde Selbstsucht sondern gebotenes, selbstverständliches Lebensinteresse.



Aber auch die Ehre des Mannes kann nur darin

bestehen, das Höchste und das Wertvollste, das es für uns Menschen gibt, zu schützen und zu fördern, es zu bewahren und Helfer der Entwicklung zu sein. Das Ehrenhafte ist also zugleich das Sittliche, das Ehrlose zugleich das Unsittliche.

Seit undenklicher Zeit hat man das zwar im Grunde stets gewußt aber zugleich sind die Anschauungen der menschlichen Gesellschaft, was die Frage der Mannesehre betrifft, dann doch in die Irre gegangen. Man hat zuerst den Fehler gemacht, daß man meinte, eine erhöhte Leistung im Sinne wirklicher Mannes-Ehre müsse auch eine erhöhte äußere Ehrung eintragen: ein gehobens Amt, eine gehobene soziale Stellung. Und Amt, und Stellung, wohl gar Orden hat man dann weitersogar mit der Ehre selbst verwechselt. Hatte der eine die Ehrung durch sittliche Ehrenhaftigkeit erworben, so wurde nachher sein Amt, seine Stellung einem anderen übertragen, einem Nachfolger, bei dem man nicht immer gefragt hat, ob diese ihm übertragene soziale Bedeutung mit seiner inneren Ehre in Einklang stehe. Mehr und mehr wurde nicht die Leistung sondern die Stellung als die Quelle der Ehre betrachtet, das heißt, der Mann wurde nicht geehrt um dessentwillen, was er zur Förderung des eigenen oder fremden Lebens beigetragen hatte, sondern um der Stellung willen, die er einnahm. Wahrhaftige Menschen aber, die sich nicht mit dem Schein der Ehre be-

gnügen, können für sich und vor sich selbst Ehre nur aus Leistung und eigener Lebenshaltung gewinnen.

Nehmen wir zum Beispiel an, ein Arbeiter würde durch seine ehrliche Tüchtigkeit zum Fabrikbesitzer, zum Großindustriellen und genösse dann mit Recht die von ihm selbst erworbene erhöhte Berufsehre. Die Ehre gebührt ihm, denn er hat einen Teil der nationalen Produktion gefördert und leitet sie. Wenn er stirbt, so wird seinem Sohne dieselbe Berufsehre angehängt, die der Vater verdiente. Darin liegt zunächst eine Gedankenlosigkeit, denn der Sohn hat die Ehre nur, weil er das Erbe des Vaters angetreten hat, er verdient sie indessen erst dann, wenn er auch die Leistung seines Erblassers übernimmt. Tut er das nicht, so hat der letzte seiner Arbeiter, der auf einem unwichtigen, verborgenen Posten seine bescheidene Pflicht erfüllt, eine unversehrtere Berufsehre als der reiche Erbe.

Wenn wir einmal so weit wären, daß wir ausnahmslos nur denen Ehre bezeugten, die sie selbst erworben haben, — wie ganz anders, um wieviel wahrhaftiger würde unser gesellschaftliches Leben verlaufen!



Drei Kräfte sind es, durch welche wahre, begründete Mannesehre erworben und be-

wahrt wird. Erstens die Kraft, mutig und tapfer zu sein, zweitens die Kraft zur Arbeit, drittens die Geschlechtskraft.

Die Ehre fordert von uns, daß wir diese drei Kräfte ausschließlich dazu benutzen, Leben zu fördern, zu erhalten und zu schützen. Wer irgendwie mit einer dieser Kräfte eigenes oder fremdes Leben schädigt, begibt sich seiner Ehre.

Wir haben es in diesem Buche nun nicht mit den Problemen der Tapferkeit oder der Arbeit an sich zu tun, vielmehr sammelt sich hier unser Interesse lediglich darauf, einen Weg zu finden, auf dem wir die uns gegebene Geschlechtskraft im Sinne wahrer Mannesehre zur Auswirkung kommen lassen können. Es ist ohne weiteres klar, da die Geschlechtskraft sich normaler Weise nur in der Verbindung der beiden Geschlechter betätigt, daß der Mann in der Benutzung dieser Kraft nicht nur für sein eigenes Leben verantwortlich ist, sondern auch für das Leben seiner künftigen Frau, seiner Kinder, ja seines Volkes. Gerade das Geschlechtsleben bringt den intimen Zusammenhang, in dem wir zum Volksganzen stehen, zum deutlichen Ausdruck. Ob die Kreise, in die unsere Verantwortung hineinreicht, groß oder klein sind, ist gleichgültig. Jeder von uns hat Einflußkreise, hat also auch Verantwortung. Gerade in dem Alter, in dem der junge Mann von Weltverbesserung träumt und schwärmt, sollte er sich darüber klar

würden; daß Besserungen sich nur in konzentrischen Kreisen fortpflanzen, daß also das „Besserwerden“ der Welt, wenn es von ihm ausgehen soll, in seinem engsten Kreise, in seiner persönlichen Lebenshaltung sowie in den Beziehungen, in die das Leben ihn hineingestellt hat, beginnen muß. Wir bessern nicht mit dem, was wir träumen und wünschen, sondern mit dem, was wir sind.

Nur soweit der Mann die so bezeichnete Verantwortung bewußt auf sich nimmt, ihren Forderungen entspricht oder wenigstens danach trachtet, ihnen zu entsprechen, besitzt er Ehre. Das ist ein Gesetz, das seine Gültigkeit für alle Zeiten und alle höheren Kulturen behält, ein Gesetz, das keine Ausnahmen zuläßt, gerade wie die Gesetze in der Natur. Daß es niemals bisher in den breiten Massen, auch nicht von den sogenannten „Intellektuellen“ erkannt worden ist, raubt ihm nichts von seiner unumstößlichen Gültigkeit.

Wir Deutschen leben jetzt in einer Zeit, in der eine andere Seite der Mannesehre zu unerhört scharfer Ausprägung gelangte. Die Forderung dieser Jahre an den wehrfähigen deutschen Mann hieß: Mut und Ausdauer, und wir können froh und stolz darüber sein, daß diese Form deutscher Ritterlichkeit nicht zerbrochen ist, die Kraft zur Tapferkeit, zur Geduld, zur Beharrlichkeit hat den Feind von den

Grenzen unseres Landes ferngehalten. Wenn Ehre nur gleichbedeutend mit Tapferkeit wäre, so brauchte über die deutsche Ehre nicht mehr gestritten zu werden.

Indessen, die Ehre verlangt mehr.



Vielleicht, daß der eine oder der andere meiner Leser die Empfindung hat, der Ehrbegriff, wie ich ihn dargestellt habe, schwebe in der Luft. Ich selbst habe diese Empfindung nicht, sondern meine, ein natürliches Gefühl, ein unverdorbenes Lebensdrang müsse meiner Formulierung zustimmen.

Es wird aber nicht schwer sein, auch aus einer anderen Überlegung heraus zu demselben Ziel zu gelangen:

Auf tausenderlei Weise ist uns gesagt worden, unsere Zeit sei eine Zeit des Übergangs gewesen. Altes, Morschgewordenes gehe zu Grunde, Neues, Unverstandenes dränge ans Licht. Die das sagten, hatten Recht, und es konnte keinen besseren Beweis für diese Wahrheit geben als den Krieg.

Wie war es bei uns? Wir lebten in einer Zeit, in der die Maschine, die Technik, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse regierten. Mit ihrer Hilfe ist unser äußeres Leben gehoben, verfeinert, abwechslungsreicher gestaltet worden. Der Verkehr wurde heftiger, der Genuß und der Luxus maßloser. Mit

Telephon und Telegraph wurden in wenigen Augenblicken Händel abgeschlossen, zu denen früher Wochen und Monate gehörten. Aber alles das hat uns innerlich nicht gefördert. Im Gegenteil, es hat Millionen Menschen geknechtet und zur Maschine gemacht. Fast ein ganzes Jahrhundert der „Sachenkultur“ liegt hinter uns, das heißt also im Grunde eine kulturarme Zeit, eine Zeit vervollkommneter Zivilisation durch sachlichen Fortschritt.

Aus den Niederungen dieser Zeit ragen wie in den Himmel strebende Berge Individualitäten heraus, die abseits dieses „Fortschritts“ standen, die ihr Wesen und ihren Reichtum nicht in den Erzeugnissen der Sachenkultur sondern auf dem Gebiete ihres persönlichen Lebens fanden. Ihre Stimmen sind es, die heute wieder an unser Ohr, an unser Herz dringen. Der Goethesche Vers: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit“, weckt eine Sehnsucht in uns, die wir nicht wieder ertönen können. Nietzsche hat das Evangelium vom „Ich“ in uns hineingerufen, und wir werden das Gefühl nun nicht mehr los, daß hinter unseren Sinnen und Überlegungen, hinter unserem Können und unseren Fertigkeiten ein Gefangener sitzt, der nach Luft und Licht verlangt. Wir spüren es fast körperhaft, daß auf die Periode der Sachenkultur nun endlich wieder eine Periode der Menschenkultur folgen muß. Gerade

jetzt, wo unser Volk so unendlich viele Menschen opfern mußte, wird es uns zu einer heiligen Gewißheit, daß wir, die wir leben, und die, die nach uns leben sollen, keine Automaten, keine Knechte der Maschine sein dürfen, sondern daß wir nun Menschen sein müssen, die die herbe Luft des Lebens, der Freiheit, der Wirklichkeit vertragen können.

Wir wollten alle miteinander moderne Menschen sein. Viele verstanden aber darunter bisher nur Menschen mit modernen Kleidern und Kravatten, modernen Einrichtungen und Büchern. Ihr Modernsein wurde von Schneidern und Tischlern, von Zeitungsschreibern und Theaterzetteln gemacht, aber sie selbst blieben altmodisch, innerlich unberührt, tot.

Der Tod aber kann niemals modern sein, modern ist nur das Leben. Wirkliches Modernsein hat mit der Mode nichts zu tun. Sowie etwas Mode wird, ist es im Grunde ja schon veraltet, gestorben.

Jeder von uns, der als ein wirklich „gegenwärtiger“ Mann leben will, der spürt es, daß er es nur sein kann, wenn er dem Herausdrängen der Personhaften, des Ichhaften seine Kraft und seinen Willen zur Verfügung stellt. Ein gegenwärtiger junger Mann ist der, der der Mode überdrüssig ist und sich auf den Weg macht, den Sinn und den Wert seines Ich mit Ernst zu suchen, der sein Leben nicht mehr unter mechanische Gewalten beugen will, sondern danach ringt, es selbst in seine Gewalt zu bringen.

Dieses Modernsein ist niemals in Gefahr zu veralten, selbst dann nicht, wenn es vielleicht einmal Mode werden sollte. Denn Persönlichkeit ist etwas so ungeheuer Lebendiges, so grenzenlos Vielgestaltiges, daß es niemals Schablone werden kann.

Weil also der Überdruß sich gegen die Sachkultur erhebt und die Sehnsucht nach Persönlichkeitskultur aufgewacht ist, eine Sehnsucht, der der Krieg Flügel gegeben hat, darum leben wir in einer Übergangszeit.

Wenn wir uns nun einmal in den Sturm dieses Zeitenwechsels hineingestellt haben, dann kommen wir ganz von selbst dazu, uns nicht mit einer Ehre zu begnügen, die uns von anderen angetan wird. Wer nach Persönlichkeit verlangt, der kann unter Ehre nur etwas verstehen, das er in sich selbst hat und weil er nach Ichwerden verlangt, so kann seine Ehre nur darin bestehen, daß er das wird, wozu die Keime und Kräfte in ihm liegen, und wozu die Zeit ihn mit lauter Stimme aufruft; eine lebendige, einheitliche, entwicklungsfrohe, starke Persönlichkeit.

Zur Einheit unseres Wesens gelangen wir aber nur dann, wenn es uns gelingt, die unbewußten Regungen unserer Seele so zu meistern, daß sie sich in derselben Richtung bewegen wie die bewußten Motive unseres Handelns. Der Mensch ist unser Ideal, dessen Handeln von sittlich-geistigen Beweggründen geleitet und in der gleichen Richtung von

der Kraft seiner Impulse durchwirkt wird. Innere Harmonie, innere Festigkeit, die unser Leben gestaltet, das ist unsere Sehnsucht.

Und das ist auch unsere Ehre. Wahre Ehre ist der höhere Selbsterhaltungstrieb, das immer sich steigernde Erleben unseres Selbst, unseres Ich, dessen Einheit, Klarheit und Kraft gewahrt werden muß, koste es, was es wolle.

So sind wir auf einem anderen Wege zu demselben Ziele gekommen wie vorhin. War uns zuerst Ehre gleichbedeutend mit Förderung und Erhaltung des höheren Lebens gegen die Widerstände des niederen, so ist uns die Ehre jetzt die Erlangung und Wahrung der Freiheit, innerhalb deren unser Persönlichstes unser Ich — also unser Leben sich entfalten kann. Leben und Ehre sind uns untrennbar. Wenn wir aufhören, die Kraft unseres Lebens und fremden Lebens zu steigern und zu schützen, dann haben wir unsere Ehre und damit alles verloren.

Wer mir bisher gefolgt ist und zustimmt, der mag dieses Buch weiter und zu Ende lesen. Wer sich aber mit mir über den Begriff der Mannesehre nicht verständigen kann, der mag das Buch bei Seite legen, um es vielleicht später noch einmal mit ihm zu versuchen.

Diejenigen aber, die bisher mitgedacht und zugestimmt haben und die den ehrlichen Versuch machen wollen, ihr Leben im Sinne der von mir be-

zeichneten Ehre ehrenvoll zu leben, bitte ich, mir weiter zu folgen. Ich denke nicht daran, einen sittlichen Zwang ausüben zu wollen. Dazu ist mir Leben und Persönlichkeit meiner Leser zu wertvoll. Gerade auf dem Gebiete des Geschlechtslebens hat der Zwang versagt und üble Früchte gezeitigt. Das Folgende ist nichts anderes als ein Aufruf an den Lebenswillen und die Selbstdisziplin, eine Aufforderung, das tatsächliche Leben und seine für den jungen Mann besonders auf geschlechtlichem Gebiet liegenden Schwierigkeiten mit dem aufgestellten und allein befriedigenden Ehrbegriff in Einklang zu bringen.

DER GESCHLECHTSTRIEB

*Erst den Willen, nun die Kraft
und am Ende den Sieg! Multatuli.*

Uns jungen Männern erwächst am eigenen Leibe die manchmal fast feindlich erscheinende Macht, die unter Umständen das Werden unseres Charakters, die Geschlossenheit und Harmonie unseres Seins zu zerstören droht und uns dann sogar an dem Wertvollsten, das wir besitzen, an unserer Ehre, anficht: Der Geschlechtstrieb.

Schon, daß der Geschlechtstrieb überhaupt als eine feindliche Macht von uns empfunden werden kann, ist ein Zeichen dafür, daß irgend etwas bei uns nicht in Ordnung ist. Denn die Geschlechtskraft, das Zeichen unserer Mannheit, die Kraft, die unseren Leib gestaltet, mit ihren Kräften den Körper durchwirkt, die die Muskeln uns spannt und dem Auge das Licht gibt, die unsere Seele durchwebt, daß wir männlich empfinden und unsere Gedanken tränkt, daß wir männlich denken können, ist so eng mit

dem Wesen des Mannes verknüpft, daß man ihre Entfernung mit Recht als „Entmannung“ bezeichnet. Es ist also von vornherein eine Entartung des Denkens, wenn wir eine so unlöslich zu uns gehörende Kraft als etwas Feindliches, Störendes empfinden. Wir wollen uns darüber nicht täuschen, daß der Geschlechtstrieb der stärkste aller Triebe ist, daß er über uns kommen kann wie ein verzehrendes Feuer, wie ein alles verschlingendes Meer. Wir kennen Zeiten, in denen uns zumute ist, als seien alle anderen Triebe in uns gestorben und nur dieser eine drücke sich wie ein stählerner Stachel tief in unser Fleisch, oder als hätten alle anderen Triebe sich vereinigt, um den Geschlechtstrieb zu steigern und ihn zu einer unerträglichen Qual werden zu lassen.

Aber ein Zustand, in dem unser reiches, vielgestaltiges Triebleben von diesem einen Triebe allein beherrscht und bestimmt wird, ist ein untermenschlicher.

Darum liegt es vor uns wie Neuland, das wir besitzen sollen: Die natürliche Eingliederung des Geschlechtstriebes in das Ganze unseres Charakters und Lebens.

Wir teilen ja nicht jene alte mönchische Betrachtungsweise, die den Geschlechtstrieb an sich als etwas Schlechtes, Verworfenes verurteilt, im Gegenteil, durch die Geschlechtskraft nimmt der Mann teil an der ewigen Schöpfung, in der die Menschheit sich fort und

fort verjüngt. Mit seiner Geschlechtskraft darf der Mann neues persönliches Leben wecken, neue Persönlichkeiten erzeugen, die an dem großen Fortschritt der Menschheit, an dem Aufstieg der Gesamtheit segnend oder gesegnet teilnehmen sollen. Und wenn das Vorhandensein einer Aufwärtsentwicklung in der gesamten belebten Welt heutzutage kaum noch ernsthafter Leugnung ausgesetzt ist, so wird auch die Tatsache sich mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung durchringen, daß der — gegenüber demjenigen der Tierwelt — viel stärkere „Gattungswille“ des Menschen auch eine stärkere, schnellere Entwicklung ermöglicht.

Auch die Katastrophe des Weltkrieges soll uns in unserem Vertrauen auf die Entwicklungskraft, die der menschlichen Gattung innewohnt, nicht irre machen. Katastrophen sind Unterbrechungen der Entwicklung, heben sie aber nicht auf.

Geschlechtskraft ist Schöpferkraft, also recht gebraucht und recht verstanden, das Edelste, Fruchtbare, das der Mann besitzt. Wir brauchen nur einmal die Freude zu erleben, ein gesundes, zukunfts-frohes Kind unser zu nennen, dann werden wir aller Möncherei und Geheimnistuerei, die die Geschlechtskraft mit einem so schwülen Dunst des Pikanten umgeben hat, hohnlachen und werden unserer Geschlechtskraft uns von Herzen freuen, wie im Frühling

die Natur sich freut, die Berge jauchzen und die Wasserströme frohlocken, wenn neues Leben keimen will.



Aber statt zu einer Quelle der Freude ist uns der Geschlechtstrieb vielfach zu einer Quelle des Leidens geworden. Zuerst sind es die Anfechtungen, mit denen er uns gewaltsam aus unserem inneren Gleichgewicht herausstößt und unsere Entwicklung zu einheitlichen Charakteren stört. Dann ist es der Mißbrauch des Geschlechtstriebes, der das Wissen belastet, das Auge trübt und den Willen schwächt, dann ist es die Zügellosigkeit im Geschlechtsgeuß, die die Kraft verbraucht und das geistige Leben herunterzieht auf ein Niveau, dessen man sich vor sich selbst schämt. Endlich sind es allerlei Krankheiten, die am Lebensmarke zehren und es zur furchtbaren Gewißheit werden lassen, daß das Leben verdorben, daß es wertlos geworden ist, durch den Mißbrauch ebenderselben Kraft, die es — wäre sie richtig geleitet worden — so außerordentlich gesteigert und bereichert haben würde.

Wie konnte es dahin kommen, daß die Geschlechtskraft, statt ein Segen zu sein, ein Verhängnis wurde?

Zunächst sind einfach falsche Überlegungen daran schuld. Schon in unserer Erziehung ist oft genug an

uns gesündigt worden. Das ganze Gebiet des Geschlechtlichen wurde eingehüllt in das altüberkommene, unnatürliche Gewebe von Prüderie. Statt, daß man uns in der Zeit, da der Geschlechtstrieb bei uns erwachte, zur Freude an dieser neu erwachenden Kraft erzog, statt daß man uns sagte: „Du bist jetzt daran, aus einem Kinde ein Mann zu werden, und aus dieser Kraft werden von nun an alle deine leiblichen und geistigen Kräfte schöpfen“, erzog man uns zu einer ungesunden, lüsternen Furcht vor diesem Geheimnis. Wir standen vor einer neuen, übergroßen Erscheinung in unserem Leben und wußten sie nicht zu deuten. Es legte sich eine Waffe in unsere Hand, aber man lehrte uns nicht, damit zu kämpfen. So wurde der neue Trieb, was er nie hätte werden sollen: unser Lehrmeister. Er schärfte unser Auge, daß es nach allen Dingen suchte, die den Geschlechtstrieb reizten, er schärfte unser Ohr und wir hörten tausend Torheiten, denen wir nur zu gern Glauben schenkten. Aber alles Lernen und alles Wissen deutete uns das große Geheimnis nicht, das in uns schlummerte, und so fürchteten wir uns und brannten zugleich in ungesunder Gier, ein Zustand, der manchem unter uns noch anhafet bis in seine Mannesjahre.

Weil man die Bedeutung der Geschlechtskraft nicht kannte, so fing man an, leichtfertig mit ihr zu spielen, und glaubte, sie sei zum Vergnügen erwacht, und endlich suchte man einen Grund, eine Art

sogenannter wissenschaftlicher Rechtfertigung für seinen Leichtsinns und erklärte, der Geschlechtstrieb sei ein tierischer Trieb, der mit unabweislicher Naturnotwendigkeit seine Befriedigung fordere. Es ging so, wie es schon oft gegangen ist: Zuerst sank die sittliche Gesamthaltung auf eine niedere Stufe, und dann wurde eine Theorie erfunden, die den sittlichen Mangel decken sollte: Man erzählte einander die törichte Fabel von dem unbezwinglichen Bedürfnis nach geschlechtlicher Befriedigung. Dabei wurde ganz vergessen, daß in der Tierwelt das Geschlechtsleben durch unverbrüchliche Naturgesetze geregelt ist, nicht nur durch die periodischen Brunstzeiten der Tiere, sondern auch dadurch, daß das männliche Tier instinktiv das bereits befruchtete Weibchen in Ruhe läßt. Selbst, wenn man der Tatsache ins Auge sieht, daß der Geschlechtstrieb beim Menschen stets in fast gleicher Stärke vorhanden ist, so bleibt doch die Anschauung, er dürfe oder gar er müsse sich je nach Bedürfnis Befriedigung verschaffen, eine jedenfalls untermenschliche, ja eigentlich sogar untierische. Übrigens hat genaue Beobachtung des Tierlebens ergeben, daß es sowohl unter den Vögeln als auch unter den höher entwickelten Säugetieren nicht jedem Exemplar der Gattung vergönnt ist, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, wenn er reif ist. Die Konkurrenz in der Gewinnung eines Weibchens läßt vielfach das jüngere, aber ge-

schlechtsreife Männchen vor dem älteren zurückstehen, so daß es zur Enthaltbarkeit gezwungen ist.



Das Unheil, das der Geschlechtstrieb angerichtet hat, beruht ferner auf falscher Befriedigung. Sehr viele Knaben verfallen im Alter der beginnenden Geschlechtsreife der Selbstbefriedigung (Onanie). Sie erleben dann sehr bald die Enttäuschung, daß diese naturwidrige Art der Geschlechtsbefriedigung ihnen nicht die erwartete Beruhigung bringt, sondern im Gegenteil die Beunruhigung bis zur Qual vergrößert. Der Reiz wird mächtiger und umklammert den werdenden Jüngling, den jungen Mann, wie mit eisernen Klammern. Er hat unwillkürlich das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu tun, vor dessen Entdeckung er zurückschrickt, er birgt ein unsauberes Geheimnis, sein Innenleben gerät in Verwirrung. Gerade in der Zeit, in der die Geschlechtskraft ihm eine neue, vorher unbekannte Welt von Gedanken und Empfindungen erschließt, wo die eigentlich männlichen Anlagen in ihm nach Entfaltung verlangen, leitet er seine Phantasie in eine Bahn, auf der es eine fruchtbare Vorwärtsentwicklung nicht gibt.

Selbst wenn die Selbstbefriedigung in mäßigen Grenzen betrieben wird, lastet sie wie ein widerlicher Druck auf der Seele, ganz abgesehen davon, daß sie auch leiblich ihre deutlich erkennbaren Spuren zurück-

läßt. Leib und Seele büßen an Frische, an Unmittelbarkeit der Bewegung, an erquickender, impulsiver Kraft ein, und manche haben ihr Leben lang nicht wieder einholen können, was sie in ihrer Jugend durch die Selbstbefriedigung verloren haben.

Ist aus dem Knaben ein junger Mann geworden, so kommt er in die Gesellschaft älterer Kameraden. Unter ihnen begegnet er wortreichen Renommisten, die ihren Schneid dadurch beweisen wollen, daß sie mit ihrer geschlechtlichen Leichtfertigkeit prahlen. Sie stehen im Alter völliger Geschlechtsreife und sehen halb bedauernd auf den Jüngeren herab, der seine Geschlechtskraft noch nicht erprobt hat. Sie wecken einen ungesunden Ehrgeiz in dem noch Unerfahrenen. Nun möchte auch er zeigen, daß er ein „Mann“ ist. Hat nicht mancher den ersten Weg zur Prostitution gefunden, um den Hänseleien seiner älteren „Freunde“ ein Ende zu machen?

Ich denke aber, es ist ein stärkeres Zeichen des Selbständiggewordenseins, derartigen Sticheleien mit Nichtachtung zu antworten. Wer wirklich ein „Kerl“ sein will, der sei gerade darin anders, selbständiger als die anderen, daß er seine ganze Widerspruchskraft aufbietet, um die geschlechtliche Renommisterei wirkungslos zu machen. Ein kräftiges „Nein“! Das ist Stolz!

Denn was mag jene frivolen Renommisten veranlassen, ihre geschlechtliche Zuchtlosigkeit vor den

Ohren Jüngerer als ein Zeichen des Mannseins auszugeben? Sie hätten doch wirklich allen Grund, diese Nachtseite ihrer Lebensführung zu verhüllen. Sollte nicht der tiefste, ihnen selbst unbewußte Grund für ihre Renommage das Bedürfnis sein, sich vor sich selbst zu entschuldigen, indem sie völlige Geschlechtsfreiheit als Recht und Vorzug des jungen Mannes hinstellen? Und sollte nicht das andere sie gleichsam zu dieser Flucht in die Öffentlichkeit treiben, daß sie Genossen ihrer Schuld suchen? Es ist ja zunächst für jeden so sonnenklar, was gut und was böse ist! Nur in dem Wunsche der Selbstentschuldigung wurzeln hernach die Theorien, welche die Geschlechtsfreiheit fordern. Und von älteren Kameraden ist es jedenfalls eine ehrlose Gemeinheit niedrigster Art, in einem jungen Manne, der sich noch in der körperlichen Entwicklung befindet, die Gier nach geschlechtlicher Befriedigung zu wecken. Es wird dadurch der Natur vorgegriffen, es wird eine Frühreife gezeitigt, die weder dem leiblichen, noch dem geistigen Wachstum des jungen Mannes dienlich ist. Die Natur arbeitet langsam, und darauf beruht ihre Kunst und ihre Kraft. Wie sagt C. F. Meyer in „Huttens letzte Tage“?

„Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!

Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spät!

Wann Andere welken, werden wir ein Staat!“

Und frage doch alle, die sich mit ihrer Laxheit in geschlechtlichen Dingen brüsten, ob sie dir nicht zugeben, daß sie beim ersten Besuch einer Prostituierten sogar einen körperlichen Ekel haben überwinden müssen, der ihnen den gehofften Genuß wesentlich geschmälert hat! Ich brauche nur an die auch von anderen Männern berührte Wäsche, an das gewiß nicht immer sauber gehaltene Bett, an die bei Prostituierten, besonders der „billigen“ Art, gewiß nicht vorhandene Hautpflege und die also um so mehr vorhandene Unsauberkeit zu denken, und die Möglichkeit eines auch nur rein körperlichen Genusses im Verkehr mit solchen Mädchen ist mir weniger als fraglich. Es gehört auf jeden Fall ein wenig vornehmer Appetit dazu, sich körperlich mit einer Dirne zu berühren. Wer das Empfinden für die geschmacklose Situation, in die die Prostitution den Mann bringt, verloren hat, dem ist auch ein unentbehrliches Teil sittlicher Sicherheit abhanden gekommen: denn sittliches und Geschmackempfinden sind einander nahe verwandt.



Ich will einmal annehmen, daß es dem jungen Manne gelänge, ohne körperliche Schädigungen, ohne geschlechtliche Erkrankung durch den Sumpf der Prostitution hindurchzukommen. Ich will das anneh-

men, obschon es in Wirklichkeit fast unmöglich ist und die widerlichsten Krankheiten fast sicher sein würden! Aber in welche Lebensphäre tritt der Mann ein, wenn er sich einer Prostituierten bedient! Wir wollen nicht den Stab brechen, auch nicht über ein einziges jener unglücklichen Opfer unserer verkehrten Zustände. Wer will sagen, wieviel eigene und wieviel fremde Schuld jene armen Mädchen auf die Straße geworfen hat, wahllos jedem ihren Leib anzubieten, daß er seine Lust an ihm büße! Ich bin überzeugt, daß in diesen untersten Tiefen der Gesellschaft das Sehnen und Seufzen nach Erlösung aus der Schmach nicht erstorben ist. Aber der Wust angelernter, von Generation zu Generation vererbter und gesteigerter Gemeinheit, der sich in den Kreisen der Prostitution abgelagert hat, der ganze Dunstkreis von Alkoholgeruch und perversem, geschlechtlichem Denken ist doch wahrhaftig nicht geeignet, unser Leben zu fördern. Statt, daß wir alles vermeiden, was das Werden unseres Charakters verhindert, und alles aufsuchen, was uns vorwärts bringen kann, würden wir im Umgang mit der Prostitution eine Kette an unseren Fuß legen, die das Ausschreiten hindert, unser inneres Reifen und unser äußeres Vorwärtskommen hemmt. Wir würden Blut in unsere Adern einführen, das unser Auge trübt, unsere Gedanken verwirrt und würden zuletzt obendrein die Erfahrung machen, daß wir um die Befriedigung, welche wir erhofften, be-

trogen worden sind. Es ist ja bezahlte Liebe, die die Prostitution bietet, es kann sich ja zwischen Mann und Weib auf jenem Gebiet die enge und zarte Beziehung nicht knüpfen, deren stärkster Ausdruck die geschlechtliche Vereinigung ist. Wir verlieren ja unsere menschliche Würde und üben den Geschlechtstrieb nicht edler aus, als das Tier — also: wir sind auf dem Irrwege.

Ich will hier nicht davon reden, daß Unmaß im geschlechtlichen Genuß schließlich zur geschlechtlichen Perversität führen kann, die das persönliche Leben bis zur Unerträglichkeit herabdrückt. Ich will auch hier noch nicht von der Gefahr der Erkrankung an ekelhaften Krankheiten sprechen, die schwer oder gar nicht geheilt werden und ein ganzes Leben, ja ganze Geschlechter zerstören können. Darüber wird in einem anderen Kapitel einiges zu sagen sein, wenngleich es mir fern liegt, mit dieser Erkrankungsgefahr schrecken und ängstigen zu wollen.

Wir wollen vielmehr ausgehen von dem Ausgangspunkte unserer Überlegungen. Wir wollen unsere persönliche Ehre schützen, und wir sind darin miteinander einig geworden, daß unsere Ehre als junge Männer darauf beruht, daß wir uns tüchtig machen, eigenes und fremdes Leben zu fördern und zu schützen und uns die Bahn freihalten für das Wachsen und Erstarken eines

geschlossenen Charakters, einer kräftigen, tapferen Persönlichkeit. Will der Geschlechtstrieb diese unsere Ehre stören, so haben wir dem entgegen unsere ganze Kraft einzusetzen, haben ihn der Gësamtheit unseres Lebens so einzugliedern, daß er uns fördernd und nicht hemmend ist, ein Segen und nicht ein Fluch wird.

Dazu ist vor allem nötig, daß wir von vornherein an die Möglichkeit glauben, seiner Herr zu werden. Wer von vorherein meint, die Bändigung dieses Triebes sei unmöglich, der verzichtet damit auf eine höhere, auf jeden Fall erreichbare, Stufe des Daseins.

Thomas Carlyle, der Schotte, der vor langen Jahrzehnten das hellseherische Wort gesprochen hat, daß „die Zukunft Deutschlands die Zukunft der Welt sei“ sagt einmal an anderer Stelle: „Es ist kein glückliches Wort: unmöglich; von denen welche es oft im Munde führen, ist nichts Gutes zu erwarten. Wer sagt: Es ist ein Löwe auf dem Weg? Du Fauler, so erschlage ihn; der Weg muß gegangen werden . . . Platte Alltäglichkeit war alles, was wir zu erwarten hatten, da kam Napoleon und die Eroberung der Welt. Durch genaue Berechnung der Strömungen war festgestellt, daß Dampfschiffe niemals auf dem kürzesten Wege von Irland nach Neufundland fahren könnten: treibende Kraft, Widerstandskraft, Maximum hier, Minimum da, — Naturgesetz und geometrischer Beweis: was konnte da geschehen? Die

„Great-Western“ konnte die Anker im Hafen von Bristol lichten; das ging. Die „Great-Western“ fuhr sicher durch den Hudsonschlund und ging in New-York vor Anker, und die noch feuchte Schrift unserer Beweise mochte in aller Ruhe trocknen. „Unmöglich?“ rief Mirabeau seinem Schreiber zu, „Ne me dites jamais ce bête de mot“.

Wir gehen also an die Umarbeitung unserer Gedankenwelt und an die Neuordnung unseres Lebens in dem unbedingten, festen Glauben, daß wir zu einem Ziel gelangen können.

Wir fangen damit an, umzudenken.

Wir wollen von nun an den Geschlechtstrieb, die Geschlechtskraft als etwas Natürliches ansehen. Wir wollen also nicht nur im Flüstertone von den geschlechtlichen Dingen reden, als hätten wir etwas zu verbergen. Je einfacher und offener wir darüber verhandeln, desto mehr verfliegen die Nebel der Pikanterie. Wir wollen dabei nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und von den geschlechtlichen Dingen reden, als müsse man sie in alle Welt hinausposaunen. Wie die Geheimniskrämerei auf diesem Gebiete verhängnisvoll gewesen ist, so kann auch Taktlosigkeit das Gute, das wir wollen, vernichten.

Wie wir unseren Körper für große Anstrengungen üben, so wollen wir unsere Gedanken in Zucht

nehmen und mit männlichem Ernste von ernstesten Dingen reden.

Mit inniger Freude werden wir uns bewußt, daß die Geschlechtskraft die Grundlage unserer Männlichkeit ist, daß auf ihr die Leistungsfähigkeit unseres Körpers, die Produktivität unseres Geistes beruht. Wie die Wurzeln des Baumes unter dem Erdrich liebevoll geborgen sind, damit in Stamm und Krone Säfte und Kräfte heraufsteigen, so hat die Natur die Wurzeln des Mannseins treu geborgen, damit aus der Stille dieser Geborgenheit Wunderkräfte auf- und niedersteigen. Nun wollen wir, was die Natur schon geborgen hat, nicht noch willkürlich verhüllen, als wäre es eine Sünde, aber wir wollen es auch nicht schamlos bloßlegen.

Ist uns aber das Geschlechtsleben erst etwas Natürliches, Selbstverständliches, Notwendiges geworden, so ist es uns unantastbar. Alles Natürliche ist unantastbar. Warum sollen wir es uns länger schelten lassen, als wäre es eine Schande!

Und mit Stolz wollen wir uns sagen, daß in der Geschlechtskraft uns ein Teil der Kraft verliehen ist, auf der das Dasein der Menschheit beruht, mit der auch wir an ihrer Zukunft bauen sollen. Es gibt nichts Vornehmeres, als an der Zukunft der Menschheit bauen zu können. Wie uns überhaupt Großes nur gelingt, indem wir alle Kräfte des Geistes und der Seele daran wenden, so ist auch die Fortpflanzung

unseres Geschlechtes daran gebunden, daß wir alle Kräfte des Leibes und des Geistes im Begattungsakte konzentrieren. Das höchste Selbstgefühl und das stärkste Bewußtsein, zu der großen Allgemeinheit der Menschen zu gehören, beides kulminiert in dem Augenblick, da Mann und Weib einander gehören. Indessen rein und voll und ohne Entwürdigung und Schädigung des persönlichen inneren Lebens können diese Empfindungen nur dann in uns schwingen, wenn der Begattungsakt eine Tat der Liebe, der stärkste Ausdruck gegenseitiger Hingabe, die innigste Vereinigung zwischen einem Manne und einem Weibe sind, die einander als gleich wertvolle Menschen achten. In der rechten Übung, die alles Naturwidrige ausschließt, in der leibliche und seelische Vereinigung ineinanderfallen, bringt der Geschlechtsakt erst die Befriedigung, die unsere Kräfte steigert, die uns reicher, reiner macht. Da steht hinter der Wonne des Augenblickes der erquickende Ernst werdender Vaterschaft, hinter der unaussprechlichen Gabe der Natur unsere große Aufgabe, Vater zu sein.

Nehmen wir nur unsere Gedanken in feste Hände, arbeiten wir nur daran, daß sie sich in unser geschlechtliches Leben nicht anders hereinwagen als mit dieser offenen Natürlichkeit, mit dieser stillen Freude, so werden wir die ganze Gedankenwelt, die uns den Geschlechtstrieb als etwas Tierisches, seine, wie nur immer mög-

liche, Befriedigung als eine Notwendigkeit darstellt, überwinden lernen. Sind denn die übrigen Bedürfnisse unseres Lebens nicht auch denen des Tieres ähnlich, und doch so ganz unähnlich? Schon die Sprache hat für die Nahrungsaufnahme bei Mensch und Tier verschiedene Bezeichnungen gefunden. Das Freßbedürfnis des Tieres ist beim Menschen veredelt worden. Und sollte, was für das eine körperliche Bedürfnis gilt, nicht in erhöhtem Maße für das Geschlechtsbedürfnis gelten, das die Zusammenfassung aller Strebungen und Kräfte des Menschen ist? Wenn wir uns vom Tiere unterscheiden wollen, so ist zunächst gerade das sexuelle Gebiet dasjenige, auf dem die Veredelung aufs deutlichste hervortreten soll.

Noch eine andere Überlegung führt uns zu dem Schluß, daß unsere Geschlechtskraft ungeleitet und unbeherrscht, nur Unheil anrichten kann. Wo irgend ein Stoff durch eine ungeleitete Kraft bewegt wird, da führt es entweder zu einem wirren Durcheinander oder zu einem Unglück. Wer Steuer und Segel nicht zu handhaben weiß, den wird der Sturm zugrunde richten. Der öde Materialismus, der in der gewaltigen Naturordnung keinen leitenden Geist zu finden vermag, wird durch kleine alltägliche Experimente widerlegt. Jede Kraft gehört unter die Zucht eines leitenden Geistes, sonst verbraucht sie sich nutzlos oder sie stiftet Schaden. Wenn der Mensch nun schon seit Jahrhunderten an der Arbeit ist, alle mög-

lichen Naturkräfte sich zu unterwerfen, wie kann er sich den Herrn der Welt nennen, so lange er die ihm am nächsten liegende, die gewaltigste Naturmacht, die Geschlechtskraft, nicht unter seine Botmäßigkeit zu bringen vermag?



Aber wir müssen weiter kommen, als nur zu müßigen Überlegungen. Zwar: Es soll hier mit aller Deutlichkeit gesagt sein, daß wir die MEISTERSCHAFT in der Beherrschung des Geschlechtstriebes nicht als ERSTE Forderung an andere aufstellen und dann diejenigen verdammen wollen, die in der Beherrschung dieses Triebes nicht immer Meister geblieben sind. Wir wissen, wie unzählige Einflüsse unserer Zivilisation uns die Meisterschaft erschweren. Wir machen uns darauf gefaßt, daß wir vielleicht durch Schmutz und Kampf hindurch müssen, ehe wir alle Unnatur von uns abgeschüttelt haben, und zu einem gesunden, natürlichen Leben uns durchringen. Wir wollen nicht richten, auch keinen einzigen, der in diesem Kampfe um die Reinheit einmal zu Fall gekommen ist. Es ist nicht wahr, was man uns mit finsterer Miene und drohend erhobenem Finger gepredigt hat: „Einmal ist ein für allemal.“ Es gibt kein Lebensgebiet, in dessen Eroberung wir nur von Sieg zu Sieg schreiten könnten, ja, wenn wir's recht

besehen, so ist manchem Kämpfer gerade eine Niederlage der Anfang des Sieges geworden. Wir wollen auch nichts zu tun haben mit der philisterhaften Reinheit der Halbmänner, deren geschlechtliches Leben entweder physisch verkümmert oder durch krankhafte Furcht zu einer mystischen Übergeistigkeit geworden ist. Wir reden miteinander als junge Männer, denen die Frage nach der Ordnung ihres Geschlechtslebens auf der Seele brennt, brennt in oft unerträglicher Glut, die nach einer Lösung verlangen und keinen Weg scheuen, sie zu suchen.

Und wenn da gesagt werden muß, daß ein ABSOLUTES UND AUSNAHMSLOSES Reinbleiben VON ANFANG an nicht nur das Beste und eigentlich einzig Menschenwürdige, sondern auch für den normalen jungen Mann weitaus DAS LEICHTESTE ist, so soll doch auch betont werden, daß immer noch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen einem jungen Mann, der gelegentlich aus „Schwachheit“ die Herrschaft über sich verliert und einem haltlosen Zyniker, der alle Scheu vor der leiblichen und geistigen Berührung mit der Prostitution verloren hat. Wer gefallen ist und, wieder aufstehend, den Schmutz des Falles mit gesundem Ekel abgeschüttelt hat, wird seinen Weg immer noch machen können. Aber wie sollte der—innerlich oder äußerlich — vorwärts kommen, dem es im Sumpfe wohl ist, der sich mit breitem Behagen im Schmutze

wälzt und gar nicht mehr aufstehen will? Es ist der Wille, der entscheidet!

Zwar glaube ich sogar, daß ein Mensch, wenn er innerlich stark ist, auch wirklich tief in den Sumpf geschlechtlicher Ausschweifung geraten und sich dann doch mit kräftigem Ruck herausreißen kann. Aber das gelingt nur Menschen mit außergewöhnlicher Kraft. Für den Durchschnittsmenschen ist das willenlose Sichhingeben an den Geschlechtstrieb das Ende seiner Würde und seines Könnens.

So erzählt Hermann Hesses „Peter Camenzind“, nachdem er angedeutet hat, in welche Tiefen von Paris er eingetaucht ist: „Eines Abends saß ich allein im „Bois“ und überlegte mir, ob ich nur Paris oder lieber gleich das Leben überhaupt verlassen sollte. Darüber ging ich, seit langer Zeit zum ersten Male, in Gedanken mein Leben durch und berechnete, daß ich nicht viel daran zu verlieren habe. — Aber da sah ich plötzlich in scharfer Erinnerung einen längst vergangenen und vergessenen Tag — einen frühen Sommermorgen, daheim in den Bergen, und sah mich an einem Bette knien und darauf lag meine Mutter und litt den Tod. Ich erschrak und schämte mich, daß ich solange jenes Morgens nicht mehr hatte denken können. Die dummen Mordgedanken waren vorbei... Ich begann zu verstehen, daß das Leid und die Schwermut und die Enttäuschungen nicht da sind, uns zu erdrosseln und wertlos und würdelos zu

machen, sondern um uns zu reifen und zu verklären. Acht Tage später waren meine Kisten nach Basel gepackt. . .“

Sollte nicht mancher solche Erinnerungen besitzen, die er nur wach zu rufen braucht, daß sie seinem Leben neue Richtung, neue Kraft und neuen Wert geben? Wer nicht will, braucht nie an seinem Aufkommen zu verzagen. Aber er muß eben wollen.

Wir dürfen auch die Augen nicht verschließen vor der Tatsache, daß es gebildeten jungen Männern unter heutigen sozialen Umständen meist erst 6, 8 oder 10 Jahre nach der geschlechtlichen Vollreife möglich ist, in die Ehe zu treten, in der sich unter gesunden Verhältnissen das Geschlechtsleben fast von selbst regelt. Aber ehe wir die Umstände anklagen, ist es eine Sache der Gerechtigkeit, zu fragen, wieviel wir selbst zu ihnen beigetragen haben, ob nicht die „Ansprüche“, die wir an das häusliche und an das gesellschaftliche Leben stellen, oder ob nicht etwa die wenig haushälterische Art, in der wir bisher mit unseren Kräften und Mitteln umgegangen sind, uns die Ehe erschweren. Ich bin überzeugt, daß der stark individualisierende Zug, der die Bewegungen unserer Zeit beherrscht, endlich auch in dieser Richtung sich reformierend durchsetzen wird. Wenn der unverheiratete junge Mann erst die Unvollkommenheit seines Zustandes merkt, und den Wert der Ehe darin zu erblicken gelernt hat, daß sie ihn vollkom-

men mache, dann wird der Wille zur Fröhe ein stärkerer werden; und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Gleichwohl, wir haben es in diesem Buche mit unserem vorehelichen Leben zu tun, und die Frage, die sich vor uns erhebt, ist die: Wollen wir das Roß sein, das sich von einem wilden Reiter hetzen und jagen läßt, bis alle Kräfte erschöpft sind, oder wollen wir der Reiter sein, der mit starker Hand die Zügel führt, mit starkem Druck sein Roß bändigt? Wollen wir uns treiben lassen wie ein steuerloses Schiff ins uferlose Meer, oder wollen wir der Steuermann sein, der seinem Schiffe Weg und Ziel weist?

Wir haben gehört, daß ein Teil unserer Soldaten in Feindesland sich wahllos der Dirnen und anderer allzu entgegenkommender Frauen bedient hat. Es hat keinen Zweck, darüber zu jammern und zu schelten. Aber wir wollen uns nicht damit begnügen, diesen Mangel an Selbstzucht mit den Folgen des Rausches der Schlacht zu entschuldigen. Vielmehr nehmen wir die Tatsache hin als eines der vielen Übel, die der Krieg mit sich bringt, und stellen fest, daß die Arbeit der Selbsterziehung auf geschlechtlichem Gebiet in Zukunft mit gesteigertem Ernst und mit noch größerer Energie getrieben werden muß. Es ist kein schöner Gedanke, zu wissen, daß unsere

Feldgrauen feindlichen Männern gegenüber Sieger, feindlichen Frauen gegenüber Besiegte waren.

WIR HABEN EINEN WILLEN! Und wir müssen straffe Selbstdisziplin üben lernen.

Es ist nicht nur meine Erfahrung, sondern die vieler, daß ein tapferer, fröhlicher Wille im Bunde mit dem ernstesten Glauben an die Gewißheit des Erfolges unübersteigbar scheinende Hindernisse überwunden hat. Freilich, der Wille ist nicht eine Naturmacht, die in immer gleicher Gesetzmäßigkeit in Funktion gesetzt werden könnte, er ist vielmehr das einzige, das ganz in unsere Hände gegeben, das wohl durch Einflüsse von außen zeitweise auf fremde Bahnen geleitet werden, im letzten Grunde aber nur von uns selbst, das heißt durch sich selbst gebildet und gerichtet wird. Die Harmonie zwischen Motiven und Impulsen wird durch den Willen geschaffen. Er ist das unserem Leben Form und Gestalt gebende Element. Wenn der Wille zur rechten Zeit und in natürlicher Richtung in Bewegung gesetzt wird, so braucht ihm kein Hindernis in unserer Umgebung, keine erbliche Last so schwer zu sein, daß er sie nicht überwinden könnte. Je mehr wir die Schwächen und Sünden anderer aus ihrer Umgebung und ihrer Herkunft begreifen und entschuldigen können, um so weniger geziemt es uns, diese Entschuldigungsgründe für uns selbst zu gebrauchen.

Also weg mit der Furcht vor der Aussichtslosigkeit unseres Wollens! „Es ist unsere erste Pflicht,“ sagt Carlyle, „die Furcht zu unterdrücken. Wir müssen frei von ihr sein, sonst können wir nicht handeln. Unsere Taten sind sklavisch, nicht wirklich, lauter Schein: ja, unsere Gedanken sind falsch, wir denken wie Sklaven und Feiglinge, bis wir die Furcht unter unsere Füße gezwungen haben. Wir sollen und müssen tapfer sein, vorwärts schreiten, in dem gelassenen Vertrauen, von höheren Mächten berufen und erwählt zu sein, und uns nicht fürchten. So weit einer die Furcht besiegt, so weit ist er ein Mann.“

Wir wollen ja auch nicht zu denen gehören, die das Leben verneinen, wollen nicht weltflüchtig werden und mönchisch. Wir sprechen ein freudiges „Ja“ zu dem Leben und seiner Lust. Wir wollen auch die Geschlechtskraft nicht im Prinzip verneinen und unterdrücken. Wir wollen sie in ihrer ganzen Schönheit. Wir lieben sie als die Quintessenz unserer Kraft. Und wenn unsere Liebe zu ihr rein ist, wie sollte sie uns nicht viel eher zu ihrer Beherrschung befähigen, als jene mönchische Feigheit, die vor ihrer Größe flieht!

Also hinein in den Kampf! Ich weiß, er ist schwer und erfordert ein tägliches Wecken aller verfügbaren Kräfte, ein stetes Wachen, eine ununterbrochene Spannung, bis wir die Rekrutenzeit hinter uns haben und

zu einer Sicherheit gelangt sind, die uns den Preis des Kampfes schon in greifbarer Nähe zeigt.

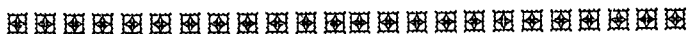
Aber warum sollten wir denn den Kampf auf geschlechtlichem Gebiete scheuen, während doch diese ganze Welt aus Kampf und Krieg besteht! „Es stirbt sogleich, was hier nur ruhen will. Gerüstet und gewappnet sollen wir immer sein, immer schlagfertig, immer als die, die dem Feinde begegnen sollen. Wir sollen Krieger sein.“ (Arndt.)

Und nochmals: Warum sollten wir den Kampf auf geschlechtlichem Gebiete scheuen, während wir doch jene innere Freiheit uns erkämpfen sollen, die aller anderen Freiheiten Mutter ist. Freudig wollen wir in diesen Kampf eintreten, wer freudig seine Arbeit und sein Leben auf sich nimmt, dem allein sind die höheren Mächte günstig, und das Feld der Zeit trägt ihm Frucht. Ein Mißlingen soll uns nicht gleich niederwerfen. Carlyles Wort bleibt wahr: „Kein Mensch, der etwas Namhaftes in dieser Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn unter dieser Bedingung: ich will es vollbringen oder sterben.“

Wie werden unter dieser stolzen Arbeit alle hohen und edlen Kräfte, die in uns schlummern, befreit! Unser Denken wird reiner und fruchtbarer, unsere Arbeit gerät besser, unser Urteil wird klarer. Je vollkommener der Sieg über uns selbst, um so furcht-

loser, geschlossener, widerstandsfähiger stehen wir der Welt gegenüber.

Der Wille zur Reinheit und Harmonie unseres Wesens ist unsere Ehre, die durch unsere männliche Kraft gestärkt und nicht verletzt werden soll.



VON DEN FRAUEN

*Was beschwert ihr das Weib?
Jesus.*

Die erste Frau, mit der uns das Leben in Beziehung bringt, ist unsere Mutter. Wir hatten als Kinder keine Vorstellung davon, daß Vater und Mutter ein geschlechtliches Leben führten. Wenn die Mutter wieder gebar, so hatten wir aber trotz des Märleins vom Klapperstorch die instinktive Empfindung, die Mutter habe etwas Großes getan. Ich entsinne mich, daß meine Ehrfurcht vor der Mutter nie größer gewesen ist, als an der Wiege einer neu geborenen Schwester. Hätte man unsere kindlichen Gedanken in dieser Richtung weiter entwickelt, hätte man unserem Verständnis entsprechend uns allmählich in das Geheimnis eingeweiht, daß neues Leben im Mutterschoße keime, nachdem es vom Vater geweckt sei, so würden die naseweisen Erzählungen älterer Kameraden uns niemals interessant gewesen sein, und wir würden niemals in kindlicher Entrüstung gesagt haben: „Das haben meine Eltern nicht getan.“

Aber unsere Entwicklung ist vielfach eine andere gewesen. Die ersten Informationen empfangen wir häufig von unwissenden Schulkameraden. Dadurch wurde uns jedes harmlose Reden und Hören über diese Dinge unmöglich gemacht. Wir müssen also gleichsam wieder Kind werden und eine Entwicklung, die längst hinter uns liegen sollte, von neuem beginnen.

Wir verdanken unsere Existenz der Tatsache, daß die Mutter sich dem Vater hingab. Wir würden es als eine rohe Beleidigung betrachten, wenn jemand in zynischer Weise über den Vorgang reden wollte, der uns schuf. Das Geschlechtsleben der Eltern ist uns natürlich und darum unantastbar.

Dann traten wir in Beziehungen zu unseren Schwestern. Für unser Empfinden sind die Schwestern geschlechtslos. Das gemeinsame Blut, die gleichen Einflüsse und Eindrücke, die wir von Jugend auf mit ihnen empfangen haben, das jahrelange Zusammenleben unter einem Dach, diese allzunahe Bekanntschaft schaltet der Schwester gegenüber jeden Geschlechtsreiz aus und macht zwischen Bruder und Schwester eine Freundschaft möglich, die beiden förderlich gestaltet werden kann. Weil der Schwester gegenüber der Geschlechtstrieb in Ruhe ist, so kann das Gefühl ritterlicher Verpflichtung ihr gegenüber zuerst und am stärksten erwachen und am

zartesten ausgebildet werden. Schon die körperliche Überlegenheit verpflichtet dem schwächeren Teil gegenüber, und wenn dazu noch eine geistige Überlegenheit des Bruders über die Schwester mit innerlicher Vornehmheit sich geltend macht, so tritt das leibliche und geistige Leben der Schwester unter den ritterlichen Schutz des Bruders. Wird die Schwester beleidigt, so wird der Bruder getroffen. Er ist der natürliche Schild ihrer Ehre, bis die Schwester einem Manne angehört.



Wäre es nun so gar unerhört, wenn wir die ritterliche Stellung, welche wir der Schwester gegenüber einnehmen, auch zum Schutz und Schild für andere Frauen werden ließen? Es ist doch ein logischer Denkfehler, die Schwester eines anderen anders ansehen und behandeln zu wollen, als die eigene. Es ist eine unerträgliche Roheit, eine fremde Frau mit Gedanken und Lüsten zu umspielen, vor der wir die Schwester auf jeden Fall schützen wollen. Ja unsere ganze Ritterlichkeit der Schwester gegenüber wird eine gemachte, künstliche, unnatürliche, wenn wir der fremden Frau gegenüber unserer Phantasie, unserem Begehren freien Lauf lassen. In jeder Frau haben wir ein Gattungswesen vor uns, dem von der Natur bei der Verjüngung des Menschengeschlechtes die schwerere Rolle zugewiesen ist. Kein Kind wird

zur Welt geboren, ohne daß die Mutter ihr Leben der größten Gefahr aussetzt und den Mutterschmerz erleidet, der an ihrer Kraft zehrt. Nun gilt es aber überall in der Welt, daß mit Ehrfurcht behandelt wird, wer sein Leben zum Wohle anderer der Gefahr aussetzt. Die Ehre, die wir dem Soldatenstande erweisen, gilt nicht der Uniform, sondern der Bereitschaft, im Ernstfalle das Leben für alle in die Schanze zu schlagen. Ein Weib, das gebiert, steht immer im mörderischen Feuer, das manche schon hingestreckt hat. Selbst in der friedlichsten Ehe zählen die Jahre für die Frau doppelt. Darum hat das Weib begründeten Anspruch auf zarte Rücksicht, auf Ehrfurcht.

Daß in den Krieg nur der Mann zieht als der Stärkste, daß er bereit ist, sich der Gefahr bis zum Tode auszusetzen, daß er das Höchste für das Weib opfern soll, ist nur das stärkste Beispiel für die Verpflichtung, die ihm die Natur dem Weibe gegenüber überhaupt auferlegt: ihr Schutz zu sein.

Wenn es auch Frauen gibt, die für sich persönlich vielleicht keine Ehrfurcht verdienen, wenn sich auch der ganze Stand der Prostituierten geradezu der Verachtung der Männerwelt preisgibt, das darf für uns nicht der Anlaß werden, der Frauenwelt gegenüber unsere grundsätzliche, ehrfürchtige und schützende Stellung zu verlassen. Wenn wir es lernten, auch die tief Gesunkenen wieder mit Achtung zu

behandeln, ihnen auf diese Weise ein Stück ihrer Selbstachtung wiederzugeben, wir könnten ihnen keinen größeren Dienst erweisen.

Nur der Ehrfurcht erschließt sich der Reichtum weiblichen Gemütslebens, nur der Ehrfürchtige genießt voll und rein die Reize der Weiblichkeit. Und sich selbst erweist der Ehrfürchtige einen großen Dienst. „Die Ehrfurcht ist die Hauptfreude und Kraft des Lebens, die Ehrfurcht vor dem, was rein und licht in unserer eigenen Jugend, vor dem, was wahr und erprobt in dem Alter anderer ist; vor allem; das lieblich unter den Lebenden, groß unter den Toten und wunderbar in den Mächten ist, die nicht sterben können.“ Ritterliche Ehrfurcht erschließt uns das wirkliche Vertrauen des Weibes und gewinnt uns erst seine ganze Liebe.



Aber wäre es denn nicht möglich, dem reinen Weibe gegenüber aufrichtige Ehrfurcht zu bewahren, und doch daneben im Umgang mit der Prostitution Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse zu suchen? Wir wollen auch hier noch nicht von der hygienischen Seite der Sache reden, sondern lediglich davon, daß wir der Frauenwelt, als einem Ganzen gegenüber eine sichere Stellung suchen. Ein Altersgenosse erzählte mir einmal, daß es ihm nicht einfalle,

in irgend einen geistigen Austausch mit der Prostituierten zu treten, deren er sich bediene, er betrachte sie vielmehr nur als eine Sache, deren er bedürfe, um sie nach dem Gebrauche wie etwas Widerliches von sich zu stoßen. Ich erschrak damals über diese Gemütsroheit, und fand keine andere Antwort als: Aber sie ist doch auch ein Mensch? Und ich meine, was mir damals in meiner Empörung entfuhr, das gilt für einen anständigen Menschen als Grund gegen den Umgang mit der Prostituierten überhaupt.

SIE IST DOCH AUCH EIN MENSCH, — geboren, um ihren Frauenberuf zu erfüllen. In ihr schlummern alle die Keime, die, wenn ihnen Luft und Licht gewährt worden wäre, sich entfaltet hätten zu stolzer, zarter Blüte. Nun hat sie irgend ein Roher zertreten, nun kommt einer nach dem anderen und stampft den Boden fest, so daß nichts mehr werden und gedeihen will, und jeder junge Mann, der sich ihrer bedient, treibt das „Weib“ in ihr tiefer in den Tod hinein. Nun ist sie ein Zerrbild geworden, vor dem uns graut. Wir würden ihr nicht die einfachsten Gedanken anvertrauen, die uns bewegen, in nichts würden wir sie teilnehmen lassen an unseren Interessen, an unserem Leben, — und wir sollten die Augenblicke des höchsten Selbstgefühls, der konzentriertesten Selbstempfindung mit ihr teilen?

Wir haben alle unseren Beruf, der uns mit den

verschiedensten Kreisen unseres Volkes zusammenführt. So viel Beziehungen wir haben, so viel Möglichkeiten, Einfluß auf andere auszuüben. Wir brauchen dazu nicht in hervorragender, „verantwortungsvoller“ Stellung zu sein, auch in bescheidenster Stellung, auch im kleinsten Kreise gehen, uns selbst unbewußt, Einflüsse von uns aus, die den Stempel unseres Charakters tragen, die andere bis zu einem gewissen Grade bestimmen. Wir brauchen uns nur einmal klar zu machen, wie groß der Einfluß anderer auf unsere Lebensführung gewesen ist, wie fast unbemerkte, unwillkürliche Charakteräußerungen dieses oder jenes unser Denken erfüllten, unser Urteil änderten und schließlich vielleicht von großer Bedeutung für unser Leben geworden sind. Genau so kann unsere Einwirkung sein, ohne daß wir eine Ahnung davon haben. Jede Möglichkeit, Einfluß auszuüben, ist eine Verantwortung. Und die Verantwortung ist um so größer, je klarer wir uns die Wahrheit machen, daß der Einfluß, den wir ausüben, nicht durch gewolltes, gemachtes Tun und Reden, sondern durch unser unwillkürliches Sein bestimmt wird. Es gehört also eine geschlossene, einheitliche Kraft dazu, um unsere Stellung in den Beziehungen zu den Menschen mit Ehre auszufüllen. Alles Zwiespältige in unserem Leben lähmt uns die Kraft. Und ich weiß keinen verhängnisvolleren Zwiespalt als den, beides miteinander vereinigen zu wollen,

ritterliche Ehrfurcht vor der reinen Frau und Umgang mit der Prostituierten.

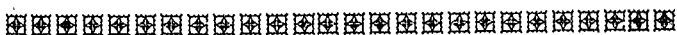
Das Widerlichste, Verlogenste, das mir je begegnet ist, ist ein Mann, der, an Jahren „reif“, in einer Stellung, in der er auf viele Einfluß hat, doch über die geschlechtliche Renommisterei der grünen Jungen nicht hinausgekommen ist.

Es ist auch nicht wahr, daß wir beides reinlich auseinander halten können. Wer es anderen nicht zugestehen will, der muß es wenigstens sich selbst bekennen, daß er die ganze Gedankenwelt, der er bei der Prostituierten begegnete, nicht von sich abschütteln kann, wie ein schmutziges Gewand, sondern daß sie in seine Phantasie, in sein Empfinden, in seine Gedanken eingedrungen ist und ihn auch dann nicht losläßt, wenn er der reinen Frau gegenübersteht. Reine Frauen haben ein deutliches, starkes Empfinden für die unsichtbare Welt, die einen jungen Mann umgibt, und wenn sie auch vor wirklichen Beleidigungen sich geschützt wissen, die Sicherheit im Verkehr, die Harmlosigkeit im Umgang geht verloren. Wer mit der Prostitution verkehrt, beleidigt damit auch die reine Frau.

Schließlich ist der junge Mann selbst aber der am meisten Geschädigte. Ohne daß er es merkt, verliert er an Selbstachtung, ohne die eine starke, gerad-

linige Entwicklung des Charakters undenkbar ist. Mehr als einer hat es zugegeben, daß er mit großen Erwartungen die Prostitution aufgesucht hat, aber jedesmal enttäuscht und niedergeschlagen wieder davongegangen sei. Der Geschlechtstrieb war eben nur leiblich, nur nach seiner tierischen Seite hin befriedigt, aber er ist beim Menschen nun einmal mehr. Wir können nun einmal Leib und Seele nicht auseinanderreißen. An allen seelischen Vorgängen ist unser Leib beteiligt, und an allen leiblichen Vorgängen nimmt die Seele teil. Im geschlechtlichen Verkehr mit der Prostitution wird die Seele immer herabgewürdigt und außerdem noch um ihr Recht betrogen, denn das, was die leibliche Vereinigung zwischen Mann und Weib zu einer Freude und einer Stärkung macht, fehlt: Liebe und Achtung. Wenn wir uns einmal entschlossen haben, die Stufe des Tierischen zu verlassen und unsere Würde als Mensch auf jeden Fall zu wahren, so sollten wir aufhören, das Menschlichste wieder als etwas Tierisches zu behandeln. Jeder Rückfall in eine im Grunde überwundene Entwicklungsstufe ist „Sünde“ und straft sich in sich selbst. Dieses sich immer wiederholende Enttäuschtwerden bei der Prostituierten, die man nicht achten kann, und diese fortwährende Einseitigkeit im nur leiblichen Geschlechtsverkehr tötet schließlich die Fähigkeit zu einer starken, wirklichen Liebe. Mancher Hagestolz kann sich nur deshalb nicht mehr

zur Ehe entschließen, weil er in den Armen der Prostitution die Kraft zur Liebe verloren hat.



Viele junge Männer, die aus gesundheitlichen oder ästhetischen Rücksichten den Umgang mit der Prostitution meiden, auf geschlechtlichen Genuß aber nicht verzichten zu können glauben, gehen ein sogenanntes „Verhältnis“ ein, das sie in völlig freie, in jedem Augenblick lösbare Beziehungen zu einem Mädchen bringt, und das durch seine Intimität und seine wenn auch nur kurze Dauer der ehelichen Gemeinschaft auf den ersten Blick nahe zu kommen scheint.

Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeit, in dieses Verhältniswesen so hineinzureden, daß man allen Fragen, die damit zusammenhängen, gerecht wird. Aber ich habe es ja nicht zu tun mit denen, die in der großen sexuellen Frage für sich keine Frage mehr sehen, die mit kaltblütiger Selbstverständlichkeit die bequemsten Wege suchen, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen. Wir sind ja solche, die noch nach Antwort suchen, mit Ernst suchen, und die jede Antwort, der unser Gewissen das Zeugnis der Wahrheit geben muß, mit energischem Willensentschluß zur Richtschnur ihres Lebens machen wollen.

Fragen wir uns doch zunächst ehrlich: Wie verhalten sich bei einem jungen Manne, der in einem Verhältnis lebt, Gewinn und Verlust zueinander? Was er

gewinnt, ist die Bequemlichkeit, mit der er einstweilen der sexuellen Frage als einem Problem aus dem Wege geht. Er löst es auf seine Weise und meint, der im Verhältnis befriedigte Trieb werde nun nicht mehr störend in sein Gesamtleben eingreifen. Er gewinnt ferner das vorübergehende Glück, sich von einem jungen Mädchen „geliebt“ zu wissen. Wenn aber dieses Mädchen nach Erziehung, Bildung und geistigem Lebensniveau, wie es meistens der Fall sein wird, wesentlich unter ihm stehen wird, so kann ich mir nicht vorstellen, daß dieses „Glück“ ein so überschwengliches und unentbehrliches sein soll. Dagegen steht es für mich außer Zweifel, daß der, wenn auch nur oberflächliche geistige Austausch mit solch einer Geliebten und noch viel mehr der leibliche Umgang mit ihr mit eisernem Griffel unauslöschliche Züge in die Seele des Mannes hineingräbt, daß er viel mehr von ihr in ihre Sphäre hinuntergezogen wird, als er sie je zu sich heraufheben kann. Das haben viele, die ein Verhältnis eingehen, nicht sehen wollen.

Was der junge Mann aber im Verhältnis auch dann verliert, wenn das Mädchen ihm nach Bildungsstufe und persönlichen Wert gleich ist, ist die Fähigkeit zu einer wirklichen Liebe. Das Verhältnis ahmt ja die Liebe nur nach. Selbst dann, wenn im Rausche augenblicklichen Genusses, in der Befriedigung des beiderseitigen Besitzes die

Stimme der Wirklichkeit zum Schweigen gebracht wird, schlummert in der Tiefe — vielleicht im Unbewußten — die Gewißheit, daß diese Liebe und dieses Glück eines Tages ein Ende finden wird. Dann aber ist Liebe nicht mehr Liebe; denn es gehört zu ihrem Wesensbestande, daß sie kein Ende kennt, daß sie „nimmer aufhört“. So bleibt also die Neigung im Verhältnis bestenfalls eine Nachahmung, eine Abart der Liebe, und der junge Mann, der im Verhältnis lebt, steht in derselben Gefahr wie der, der mit der Prostituierten umgeht: daß die wahre, starke, große Lebensliebe den Weg zu ihm nicht mehr findet. Er verbraucht im Verhältnis Empfindungen, deren er für die Ehe und für die größten Taten seines Lebens, für die Erzeugung eines neuen Geschlechtes bedarf.

Das volle, tiefe Glück bleibender Liebe kann nur genossen werden mit ungebrochener Kraft. Viel eheliches Unglück hat seinen Grund darin, daß der Mann in Liebeleien die Kraft des Empfindens verzettelt hat.

Indessen bei einem gebildeten und anständigen jungen Manne, der seine Ehre wirklich bewahren will, darf die erste Frage überhaupt nicht die brutal-egoistische sein: Was nützt mir das Verhältnis? Wir müßten nicht nur alle altruistischen Triebe, sondern jeden wahren männlichen Ehrbegriff in uns gewaltsam töten, wenn nicht auch die Frage uns beschäftigen wollte: Was wird aus dem Mädchen, das wir für eine Zeitlang an uns binden wollen? Es wäre

elende Ehrlosigkeit, wenn wir dem Kampfe mit unserem Geschlechtstrieb auf die bequemste Art aus dem Wege gehen, die Last des Kampfes aber einer Frau aufladen wollten, um sie ihr allein zu überlassen. Und eine schwere Last ist es für sie, denn sie wird ihr Glück zerdrücken. Dabei ist nicht zu vergessen, wieviel wertvoller die im „Verhältnis“ verbrauchten Mädchen sind, gegenüber den Frauen der Prostitution. Im „Verhältnis“ ist noch viel, häufig noch alles zu verderben.

Ich nehme wieder einmal den allerbesten Fall an: Das Mädchen hat im Verkehr mit seinem Geliebten Einblicke getan in eine Geisteswelt, die ihm vorher verschlossen war; es sind geistige Interessen in ihm erwacht, sein Geschmack ist verfeinert, seine Ansprüche sind gesteigert worden.

Mit brutaler Notwendigkeit muß es eine Enttäuschung erleben. Die Kreise, in die es hineingesehen hat, bleiben ihm ewig verschlossen, nicht nur weil es nach Herkunft und Bildung nicht hineinpaßt, sondern erst recht wegen seiner „Vergangenheit“. So ist die Frucht, die ihm aus dem Verhältnis erwachsen ist, eine große Verbitterung, die auch die etwa eingegangene Ehe mit einem weniger gebildeten Manne später nicht von ihm nimmt. Wenn sich aber die Gelegenheit zur Verheiratung ihm nicht mehr bietet, und die Jahre vorüber sind, in denen sie jungen Männern für eine vorübergehende Vereinigung begehrenswert erschien,

so vermehrt sie — wenn sie nicht noch tiefer sinkt — die Zahl der Unglücklichen, die von dem Becher der Liebe zwar einmal den Schaum genippt, niemals aber einen ernsthaften Zug daraus getan haben.

Niemals einen ernsthaften Zug, — denn der Geschlechtsumgang mit dem Geliebten hat niemals den naturgemäßen Zweck verfolgt, ein Kind zu erzeugen, sondern war nur ein Mittel zu seiner oder zur gegenseitigen Befriedigung des Sexualtriebes. Es mußten also jedesmal bestimmte, nicht gerade ästhetische Manipulationen vorgenommen werden, um dem Keimen der Frucht vorzubeugen. Manipulationen, die gewiß nicht geeignet erscheinen, die an sich mit jedem „Verhältnis“ unausbleiblich verbundene Entwürdigung der Frau zu verringern. Es ist vielmehr ganz undenkbar, daß das moralische Urteil und die moralische Haltung eines Mädchens auf diese Weise nicht tiefer und tiefer heruntergedrückt wird. Dazu kommt, daß es in vielen Fällen aus der Hand des einen in die des andern wandert. Und wenn nicht eine solide Ehe dem Sinken Einhalt tut, dann geht's mit ihm wohl meist nach dem Worte Valentins im „Faust“: „Du fängst mit einem heimlich an, bald kommen ihrer mehre dran, und wenn dich erst ein Dutzend hat, so hat dich auch die ganze Stadt.“ So wird das Verhältnis in unzähligen Fällen zu einer Vorschule der Prostitution.

Aber angenommen auch, das „Mädchen“, das einige Jahre in einem „Verhältnis“ gelebt hat, findet einen Mann und ist in ihrer Ehe als Frau und als Mutter noch leidlich „glücklich“ geworden, ich denke, wir brauchen uns nur vorzustellen, es werde uns von der eigenen Frau und der Mutter unserer Kinder einmal erzählt werden, sie habe vor ihrer Ehe ein Verhältnis gehabt, und wir wissen, welches Unrecht wir jenem anderen, uns unbekanntem Manne und seinen Kindern zugefügt haben. Wir können die Sache drehen und wenden, wie wir wollen, das Verhältnis führt immer zu einer Entwürdigung der Frau, ist also immer eine feige Ehrlosigkeit des Mannes!

Daran ändert die Freiwilligkeit des Verhältnisses von der weiblichen Seite nichts. Es ist nicht schwer, ein junges Mädchen, das unter dem Einflusse lebhafter Sinne, vielleicht auch unter demjenigen einer wirklichen Neigung steht, vergessen zu machen, daß es unweigerlich eines Tages weit mehr als der Mann die Schuld zu zahlen hat, die sie gemeinsam auf sich laden. Da, wo Mann und Weib gemeinsam einen falschen Weg gegangen sind, erfordert es die Mannesehre zum Mindesten, daß er, der Mann, die Schuld des Weibes mit zahlt und mit trägt.

Darum meine ich: Nur für einen jungen Mann, der

sein Leben durch einen kalten Egoismus bestimmen läßt, der nicht das Bedürfnis hat, sein Leben mit männlicher Ehre in Übereinstimmung zu bringen, kann das „Verhältnis“ der Prostitution gegenüber gewisse hygienische und etwa auch ästhetische Vorzüge haben.

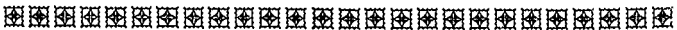
Mit männlicher Ehre aber läßt sich das Verhältnis fast noch weniger vereinigen als der Verkehr mit der Prostitution: Die männliche Ehre fordert den Schutz des Weibes. Das „Verhältnis“ aber läßt das Weib gerade dann schutzlos allein, wenn es (nach Auflösung des Verhältnisses) des männlichen Schutzes am meisten bedarf. Die männliche Ehre fordert eigenes und fremdes Leben, menschenwürdiger und reicher zu machen. Das Verhältnis schädigt das Innenleben des Mannes und schändet Leib und Seele und Zukunft des beteiligten, vorher noch ganz oder teilweise unverdorbenen Mädchens.

Man hat mir gesagt, die Tatsache, daß der Soldatentod von Hunderttausenden auf lange Zeit hinaus viele Frauen zur Ehelosigkeit verurteile, werde das Verhältnisunwesen zu ungeahnter Ausbreitung kommen lassen.

Möglich, daß sich viele Männer die Weibernot im Lande zunutze machen. Helden sind sie nicht. Sie sind niedrige Wucherer, die die Not anderer zu

eigenem Vorteil mißbrauchen. Es ist gemein, der Frau zu ihrer Not auch noch die Last der Erniedrigung aufzubürden. Wer ein Mann sein will, besinnt sich auf seine Pflicht, tut die Bequemlichkeit des Junggesellentums von sich und heiratet. Alle Bedenken, die er dagegen vorbringen könnte, halten nicht Stich gegenüber der Verpflichtung, der benachteiligten Frauen Ehre und Glück zu hüten.

Ich kenne für den durchschnittlichen Mann überhaupt nur eine Entschuldigung des dauernden Nichtheiratens, das ist Krankheit, die sich auf die Frau übertragen oder auf die Kinder vererben kann.



Noch eins. Wir hatten den Fall eines jungen Mannes, der nur gelegentlich einmal seiner Schwachheit erliegt, scharf unterschieden von dem Zynismus, der die Reinheit gar nicht mehr will. Ebenso rücken wir auch den vorehelichen geschlechtlichen Verkehr, wenn er dem momentanen Erliegen in einer vielleicht wirklich großen Versuchung entspringt, weit ab von dem prinzipiellen Mißbrauch des Mädchens im „Verhältnis“. Es ist ein Unterschied zwischen dem gewissenhaften Soldaten, den dennoch einmal die Mattigkeit auf seinem Posten überfällt, so daß er dem Schlaf nicht mehr widerstehen kann, und dem Gewissenlosen, der den einsamen Posten von vorn-

herein als eine willkommene Gelegenheit zum Schlafen ansieht.

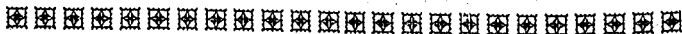
Wie aber, wenn dem schwachen Augenblick oder dem „Verhältnis“ ein Kind entspringt? Darüber sollte unter anständigen jungen Männern kein Streit sein, daß mit Zahlung der gesetzlichen Alimente die Verpflichtung nicht erfüllt ist, die solche Vaterschaft auferlegt. Es mag nicht immer ein Glück, bei großen Bildungsunterschieden vielleicht sogar fast immer ein Unglück sein, wenn ein gebildeter Mann die Mutter seines unehelichen Kindes zu seiner Frau macht. Ich kenne freilich Fälle, in denen der Mann alle Standes- und Bildungsrücksichten übersehen hat, um der legitime Vater seiner Kinder zu werden. Wer das nicht kann, der muß jedenfalls für Mutter und Kind so sorgen, daß das Unglück nicht auch noch zu Not und Fluch wird. Und zwar selbstverständlich nicht nur mit Geld, sondern mit persönlichem Interesse und mit dem Gefühl der persönlichen Verantwortung für die ganze Zukunft des Kindes. Ist doch die väterliche Verantwortlichkeit nicht kleiner, sondern größer bei einem Kinde, das außerhalb eines Familienverbandes geboren wird.

Der uneheliche Vater sollte sich dessen bewußt bleiben, daß auch ein außerhalb der Ehe gezeugtes Kind eben — sein Kind ist, Fleisch von seinem

Fleisch und Art von seiner Art. Es wäre Feigheit, seine väterlichen Verpflichtungen mit einer womöglich noch gerichtlich erzwungenen Alimentenzahlung für erledigt zu halten. Ein uneheliches Kind ist wirtschaftlich und gesellschaftlich unter den heutigen Verhältnissen schon geschädigt genug, so daß es schon aus äußerlichen Gründen einer persönlichen, väterlichen Fürsorge bedarf. Wie viel unersetzliche Eindrücke, von denen jedes eheliche Kind selbstverständlich umgeben ist, muß das uneheliche entbehren! Keine geachtete Mutter, kein Geschwisterkreis — und dazu die oft grausam unartigen Anspielungen von Altersgenossen! Da muß so ein armes Kind das Gefühl haben dürfen, daß freundliche, väterliche Hände es schützen, sonst reiht es sich den Parias unsrer Gesellschaft ein, die sich in überwiegender Mehrzahl aus unehelichen Kindern rekrutieren.

Wer sich also nicht geschämt hätte, ein uneheliches Kind in die Welt zu setzen, der sollte sich wenigstens schämen es zu verleugnen und verkommen zu lassen.

Jede anständige Gesellschaft muß die unehelichen Rabenväter ausstoßen, auch wenn sie mit Titeln und Ordenssternen daherkommen, und dann erst recht!



Haben wir den Wert der bisher berührten Arten vorehelicher Gemeinschaft zwischen Mann und Weib unbedingt verneint, da sie eine Befriedigung vor-täuschen, aber nicht gewähren, haben wir ihre Nicht-Sittlichkeit, die nicht etwa aus dem „Genuß“, sondern aus der Schädigung eigenen und fremden Lebens entspringt, erkennen lassen, so wollen wir jetzt mit um so mehr Nachdruck den Wert und den einzigartigen Reiz jener anderen vorehelichen Gemeinschaft zwischen Mann und Weib betonen, die zu dem Schönsten gehört, das uns das Leben zu bieten hat: DER FRAUEN-FREUNDSCHAFT.

Zwar ist es schon fast zu einer Doktorfrage geworden, ob eine Freundschaft zwischen den verschiedenen Geschlechtern überhaupt möglich sei. Für ganze Kreise junger Männer und für eine ganze Kategorie von Frauen ist sie unbedingt ausgeschlossen. Frauen, die sich als Werkzeug sinnlicher Befriedigung zu einem „Verhältnis“ hergeben, deren Gedanken also physisch-geschlechtlich beeinflußt, wenn nicht bestimmt sind, sind einer Freundschaft mit einem Manne einfach nicht fähig. Junge Männer, die den Kampf um die Herrschaft über ihren Geschlechtstrieb nie aufgenommen haben, werden gleicherweise für die Freundschaft mit einer Frau wenig geeignet sein, denn in der Freundschaft zwischen den verschiedenen Geschlechtern kommt es nicht nur

darauf an, daß die gegenseitige geschlechtliche Anziehungskraft nach ihrer leiblichen Seite hin praktisch ausgeschaltet ist, sondern ihr Wert und ihr Reiz ruht darauf, daß diese Anziehungskraft aus den Tiefen des Tierischen auf die Höhe persönlicher, geistiger Gemeinschaft gehoben wird. Persönliche Gemeinschaft aber ist nur da möglich, wo ungebrochenes, gegenseitiges Vertrauen herrschen kann. Dem scharfen Auge einer reinen Frau wird es nie entgehen, wenn sie ihrem Gegenüber zum Gegenstande müßigen, sinnlichen Gedankenspieles wird. Wo es einer versucht, freundschaftliche Beziehungen mit ihr anzuknüpfen, da wird sie sich sofort zurückziehen, sowie sie merkt, daß ihre Weiblichkeit angetastet wird. Darum ist für einen jungen Mann, der eine Freundin sucht, das erste Erfordernis dies: daß er gewillt ist, ein Kämpfer zu sein, Leib und Geist in Zucht zu nehmen. Ehe wir uns darüber nicht klar geworden sind, daß wir Reinheit wollen, ehe wir nicht feste Schritte getan haben auf dem Wege, der zur Reinheit führt, sollen wir die Frau mit unserem Werben um ihre Freundschaft in Ruhe lassen.

Aber dann kann uns die Freundschaft ein Segen sein.

Unsere männliche Konstitution, unsere männliche Eigenart, die so ganz anders ist, als die des Weibes, verlangt stürmisch nach der Ergänzung durch weibliche Art: „Dem Manne ist tätige, fortschrei-

tende, verteidigende Kraft eigen. Er ist vor allem der Handelnde, der Schaffende, der Entdecker, der Verteidiger. Sein Verstand ist auf Forschung und Erfindung gerichtet, seine Tatkraft auf Abenteuer, Krieg und Eroberung, wo immer der Krieg gerecht, Eroberung notwendig ist. Aber die Kraft der Frau will herrschen, nicht kämpfen — und ihr Verstand will nicht erfinden oder schaffen, sondern anordnen, schlichten und entscheiden. Sie sieht der Dinge Eigenschaften, ihre Ansprüche, ihren Platz. Ihr großes Amt ist Loben; sie mischt sich in keinen Streit; aber sie zuerkennt unfehlbar die Krone des Streites. Durch ihre Stellung und ihren Beruf ist sie vor aller Gefahr und Versuchung geschützt. Der Mann muß in seiner rauhen Arbeit in offener Welt jeder Gefahr und Versuchung begegnen; Mißlingen, Anstoß und unvermeidlicher Irrtum muß daher sein Teil sein; er muß oft verwundet und besiegt, oft irregeführt und immer gehärtet werden.“

Wie der Bau seines Leibes dem Manne den Beruf zu produzieren zugewiesen hat, wie das Weib dazu geschaffen ist, zu empfangen, zu hüten, zu bergen und zu gebären, so ist es auch die geistige Art, der geistige Beruf des Mannes, Neues zu schaffen, der geistige Beruf des Weibes, das Geschaffene zu hüten, zu verwalten, zu vermehren. Was Multatuli, der in einem harten Leben doch nicht hart Gewordene, über das persönliche Geben, Nehmen und Wiedergeben in der

Ehe sagt, das gilt auch von dem zarten Hin und Her zwischen Freund und Freundin:

„Schöner, kräftiger, edler, voll ausgewachsen finde ich die Gedanken wieder, die ich dem fruchtbaren Boden ihres Herzens anvertraute. Ich frage, wie, überwältigt von seinem Werke, Haydn fragte, als man seine „Schöpfung“ aufführte: Mein Gott, habe ich das gemacht?

„So gibt das Weib mit unendlichem Wucher zurück, was der Mann, der sie lieb hatte, in ihre Seele säte. Ich gebe ihr meine Seele ungeteilt, ohne die geringste Zurückhaltung. Ich pflanze meine Gedanken in ihr Gemüt — und wenn die Zeit erfüllt ist, finde ich einen Baumstamm, wo ich ein Saatkorn ausstreute, ein Strom fließt, wo ich einen Tropfen gab, und wo ich ein Steinchen niederlegte, finde ich einen Felsen wieder.“

So ist die Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau auch etwas Geschlechtliches, Geschlechtliches aber nur in dem Sinne, daß zwei Menschen geistig zueinanderstreben und einander ergänzen, die durch ihre geistig-geschlechtliche Verschiedenheit zueinander gehören.

Haben wir denn noch nie unter dem Einflusse einer Frau gestanden, in deren Umgang der physische Geschlechtstrieb in uns in wohltuende Ruhe kam? Ist uns noch nie eine Frau oder ein Mädchen be-

gegnet, von der der Hauch jener Hoheit ausging, die jeden unreinen Gedanken ausschloß?!

Gut, dann treten wir das Tierische unter unsere Füße und suchen wir mit beherrschten Sinnen die Freundschaft solcher Frauen. Sie wird uns nicht versagt werden, sie wird unser persönliches Leben bereichern, sie wird uns geklärt das wiederbringen, was wir gaben, sie wird uns, selbst wenn wir rein waren, in größere Reinheit tauchen, sie wird die Kraft uns vermehren zum Kampfe gegen uns selbst, sie wird uns den Ritterschlag geben, der uns lebenslang zum Schutz des Weibes verpflichtet. So lange wir die Frau nicht gefunden haben, der wir lebenslang angehören wollen, ist uns der freundschaftliche Verkehr mit einer Frau geradezu Bedürfnis. Der Mann sucht eben, solange es Menschen gibt und geben wird, das Weib, er bedarf seiner. Bleibt auch die Ehe die höchste, vollkommenste Gemeinschaft, ist auch die Freundschaft nur ein einseitiger Verkehr und darum niemals ein voller Ersatz für die Ehe, sondern etwas Grundanderes, sie bleibt doch außerhalb der Ehe die edelste und einzig mögliche Art fruchtbaren Austausches zwischen den Geschlechtern.

Sie bietet dem Manne vieles von dem Besten, was auch die Ehe ihm bieten kann, eben diese Ergänzung

seines inneren Wesens. Denn nicht der geschlechtliche Verkehr zwischen Mann und Frau ist das Beste, das die Ehe bietet. Eine Ehe, die nichts anderes aufzuweisen hat, verdient den Namen nicht. Das Glück der Ehe muß in nicht wenigen Fällen auch dann bestehen, wenn der Geschlechtsverkehr aus irgendwelchen Gründen eingestellt worden ist. Ist die Ehe nur auf physisch-geschlechtliche Anziehung gegründet, so wird sie dann zur Qual. Hat sie aber tiefere Wurzeln, so wird jetzt der zweite Wuchs ihren Wert offenbar machen. Viel von dem, was in einer enthaltsamen Ehe möglich ist, ist auch in der Freundschaft möglich: ein gegenseitiges Sichverstehen, Sichbereichern, Sichbeglücken.

Wie in der Ehe, so hat aber auch in der Freundschaft der Mann — als der, welcher der Stärkere sein soll — die größere Verantwortung für ihren dauernden, harmonischen Bestand zu tragen. Zunächst die Verantwortung gegenüber den mancherlei, meist ja kleinen Gefahren, welche die Sinne diesem Bestande bringen können. Ein gänzlich ausgeschaltetsein der Sinne ist das innerlich Gesundeste und auch — ich bitte, mir das einmal zu glauben — das Beglückendste für beide Teile. Und wenn das vielleicht jungen und lebensfrohen Menschen nicht immer ganz gelingen mag, so ist ja auch wirklich ein Kuß oder eine harmlose Liebkosung nichts gar so Ungeheuerliches. Nur Pedanten werden da die Stirn in strenge

Falten ziehen. Gewiß ist aber, daß solche Zärtlichkeiten in der Freundschaft nicht die Regel sein sollen. Sonst wird es albern, selbst ein wenig gemein und jedenfalls geschmacklos. Und vor Geschmacklosigkeiten soll sich auch der Lebensfroheste hüten, am meisten in diesen Dingen. Geschmacklosigkeiten sind da nicht nur das Zeichen einer nicht mehr recht gesunden Sinnlichkeit, sondern werden auch die gegenseitige Freude aneinander stets untergraben.

Wie denn überhaupt Geschmacklosigkeiten immer der Weg auch zu allgemein-persönlicher Erniedrigung sind.

Doch läßt sich nun hier freilich nicht im einzelnen sagen, was da geschmacklos ist und was nicht. Das muß jeder in jedem Falle selbst empfinden. Und wird es auch. Doch sei man in diesen Dingen — aber bitte ohne Pedanterie gegen andere! — lieber ein wenig zu streng als zu nachsichtig gegen sich selbst.

Und dann: Es wird vorkommen, daß „die Leute“ auch über die innerlich gesundeste und unzweideutigste Freundschaft zwischen uns und einem jungen Mädchen reden. Um des Mädchens willen sollen wir solches Gerede nicht ganz ignorieren. Aber legen wir auch nicht zu viel Gewicht auf das Geschwätz solcher Leute! Es sind meist recht armselige Tröpfe, die es nun mal nicht begreifen können, daß zwischen den Geschlechtern die Sinnlichkeit auch einmal ausge-

schaltet sein und etwas Besserem Platz machen kann. Wer seiner selbst da sicher sein darf, kann unter Umständen nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht haben, dem Gerede der Leute ein trotziges: „So, nun erst recht!“ entgegenzustellen. Die törichten und heuchlerischen Anschauungen, welche heute bei uns noch einem ausgedehnten, harmlosen und unbekrittelten Verkehr zwischen den Geschlechtern entgegenstehen, werden nur dadurch überwunden werden, daß immer mehr einzelne sich über diese Redereien hinwegsetzen: Freilich: je weniger sicher wir unserer selbst in diesen Dingen etwa noch sind, um so mehr werden wir uns einstweilen unter die alten, ängstlichen Anschauungen zu stellen haben.

Noch mit einer anderen Möglichkeit muß bei der Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau gerechnet werden. Es kann eine einseitige Liebe erwachen, die beim anderen Teile keine Erwidderung findet. Das ist auch der bekannteste Grund, der immer wieder gegen die Freundschaft angeführt wird. Dann gäbe es ein Unglück, und was mit Jubel und großen Hoffnungen begonnen habe, das ende in Tränen und Herzeleid. Ist denn eine unglückliche Liebe auf jeden Fall ein Unglück? Es wird ganz davon abhängen, wie sich der betroffene Teil innerlich dazu stellt. Wer dieses Erlebnis als einen Einschlag in sein Leben ansehen lernt, der eben in sein Leben mit hineinverworfen werden will, wer bald mit fester Hand diese Ent-

täuschung erfaßt, um sie sich und seiner Entwicklung nutzbar, dienstbar zu machen, wer im Schmerze nicht schwächer werden will, der kann nur stärker werden, und was ihm unerträglich deuchte, wird ihm schließlich zu einer Förderung ohnegleichen. Ich meine nicht, daß der unglücklich Liebende den Schmerz gewaltsam abschütteln soll, noch viel weniger, daß er ihn betäuben soll. Er soll ihn durchmachen, durchleben, je gründlicher, desto besser für ihn. Dann wird ihm der Schmerz von selbst zur Heilung, der Sturz zum Aufstehen. Nur Schwächlinge gehen an unglücklicher Liebe zugrunde. Sie hätten auch durch irgend etwas anderes vernichtet werden können.

Und andererseits, wie herrlich, wenn eines Tages in das stille Heiligtum der Freundschaft die Flamme gegenseitiger Liebe hineinschlägt und aus der Freundin die Braut wird! Jedenfalls ist dieser Weg des Verliebens und Verlobens ein sicherer und natürlicherer als die Augenblicksstimmungen, die häufig zu Verlöbnissen führen.

Über diese Leichtfertigkeit, mit der junge Leute sonst wohl ihr Leben aneinander binden, führt Ruskin eine harte Rede: „Keine Worte sind stark genug, die allgemeine Gefahr und Erniedrigung der Art und Weise pöbelhafter Liebeswerbung auszudrücken, welche in der Jetztzeit Mode, fast Gesetz geworden ist: wenn in einer elenden Verwirrung von Kerzenlicht,

Mondlicht und Kalklicht, — nur nicht im Tageslicht, — in unschicklich anreizenden und wahnsinnig kostspieligen Kleidern, in erhaschten Augenblicken, in verborgenen Winkeln, in zufälligen Antrieben und trauriger Unwissenheit junge Leute in das, was sie Liebe nennen, sich hineinlächeln und liebäugeln und flüstern und winseln und schleichen und straucheln und tappen und stolpern — und was immer ihnen gefällt, in dem Augenblick, wo es ihnen in den Sinn kommt, zu erlangen erwarten und in beständiger Gefahr stehen, alle Ehre des Lebens um einer Torheit willen, alle seine Freude wegen einer Zufälligkeit zu verlieren.“



Und neben dieser tieferen Frauenfreundschaft?

Nun! Ihr kennt die verschiedenen Stufen der Liebelei von der unterhaltsamen Kameradschaft mit einem jungen Mädchen bis zu der widerlichen Art des Poussierens, bei der es einem ästhetisch empfindenden Menschen schwer würde, Augenzeuge der Liebesäußerungen zu sein. Ein guter Kamerad, mit dem man sich neckt, mit dem man allerlei harmlose Scherze treibt, dem man meinetwegen auch einmal einen Kuß stiehlt, ihm aber sonst die Überzeugung läßt, daß er keine lästigen Zudringlichkeiten zu befürchten hat, ist nicht zu verachten. Ist es ein reines Mädchen, das euch seine Kameradschaft schenkt, so kann diese euch ein Anlaß

werden, selbst auch rein sein zu wollen, ihr müßtet euch sonst ja schämen. Ihr kennt auch die schon zudringlichere Art, in der es nach dem Liede geht: „Und winken mit dem Äugelein und treten mit dem Fuß“, das Flirten, das die Befriedigung momentanen Liebesbedürfnisses sucht, aber nicht daran denkt, ernste Verbindungen einzugehen, das, auf oberflächlicher sinnlicher Erregung beruhend, mit dem Gegenstand des Reizes wieder verschwindet. Ihr kennt auch jene leichtsinnige Art, die allen Mädchen „den Kopf verdreht“ und sich in der Rolle des Unwiderstehlichen gefällt, diese unausstehliche Eitelkeit, die mit Witzen oder eleganter Kleidung oder sonstigen Nichtigkeiten meint, wertvollen Mädchen imponieren zu können. Ihr kennt vielleicht auch das Heldentum, das ernstlich glaubt, keinen roten Mund ungeküßt lassen zu dürfen, wenn es irgend „zu machen ist“. Da hat die berechtigte Freude an der weiblichen Schönheit längst ein Ende gefunden, und die ungeleitete Sinnlichkeit hat ihre Herrschaft angetreten. Man braucht nur einmal so ein „liebendes Pärchen“ hinter der Hecke überrascht zu haben, um sich von der unerträglichen Unschönheit der nur halbverborgenen Gier nach mehr als dem Kusse für alle Zeiten gründlich zu überzeugen.

Und wo gar das Abhängigkeitsverhältnis eines Mädchens etwa von einem jungen Guts- oder Fabriksherrn dazu benutzt wird, sich die Freuden eines Kusses oder gar intimerer Beziehungen zu verschaffen,

da kann unser Urteil nur sein: Feige Gemeinheit! Da wird dem Weibe sein Bestes, das Gefühl für seinen, von seiner sozialen Stellung ganz unabhängigen Wert getrübt und auf die Dauer geraubt. Ein mittelloses Mädchen, das zuerst nur die Schmeichelei, die seiner Schönheit gilt, als allzuwillkommen annimmt, sinkt leicht unmerklich auf die Stufe herunter, in der es sich nur noch als Ware empfindet, und die es, wenn ihm nicht noch rechtzeitig Hilfe kommt, leicht auf die schiefe Ebene bringt.

„Aber sollen wir denn doch Philister werden oder mönchisch ängstliche junge Männer, brave Mutter-söhnchen, die auf jeden Fall die Berührung mit Frauen vermeiden? Fällt da nicht alle Lebensfreude weg?“ Mit nichten! Wir dürfen und sollen uns eines hübschen Mädchens, einer schönen Frau freuen, wie alles Schönen in der Natur, in der Kunst. Aber du hältst es sicher für nichtswürdig, eine schöne Blume zu pflücken, um sie zu zerreißen, ein hübsches Käferchen zu fangen, um es zu zertreten. Und es sollte weniger gemein sein, eine Menschenblüte zu knicken, nur um seine Lust zu büßen?

Lernen wir ein Weib um seiner Schönheit willen anzusehen! Auch um jener Schönheit der Seele willen, die selbst aus den unregelmäßigsten Zügen und aus der zerarbeitetsten Hand noch sprechen kann! Dann verlernen unsere Augen von selbst nach geschlechtlichen Reizen zu suchen, und die Freude am Weibe

wird uns statt zu einem Fallstrick für unsere Lüsternheit zu einer Erzieherin zur Reinheit.

Ich sage noch einmal: sparen wir die ganze Kraft unserer Fähigkeit zu lieben auf für die Lebensliebe, die uns mit dem einen Weibe verbinden soll, das uns gehört. Das Leben ist zu lang, als daß es bei einer gebrochenen Liebe erträglich wäre. Nur eine geschlossene Seele ist großer Liebe fähig, nur auf harmonisch gestimmten Saiten kann das Lied der Lebensliebe klingen. Alles, was wir an nachgeahmter oder nicht ernst gemeinter Liebe ausgeben, das verlieren wir an unserem Glück, an unserer Kraft.



Die Gelehrten haben den Versuch gemacht, das Entstehen der Liebe zu erklären. Darin haben sie recht, daß das Geschlechtlich-Sinnliche an der Wiege jeder jungen Liebe steht. Und zwar ist es das Naturgemäße, daß der Mann das Weib zu gewinnen sucht. Wo männliches und weibliches Empfinden stark ausgebildet sind, da wird auf beiden Seiten das Kokettieren verabscheut werden. Kokettieren ist immer ein Übergreifen in die Regionen des anderen Geschlechtes. Wie beim Begattungsakt das männliche Samentierchen das weibliche Ei aufsucht, um es zu durchdringen und zu befruchten, wie also rein physiologisch der Weg, der das Männliche mit dem

Weiblichen zusammenführt, vorgeschrieben ist, so ist auch gesellschaftlich und geistig das Suchen des Mannes nach dem Weibe und das Sichfindenlassen des Weibes das Normale, Gesunde. Das Weib, das in dieser Rolle bleibt, hat darin einen starken Schutz für seine Ehre.

Aber es gibt doch so und so viele Ehen, die ganz auf diesem vorschriftsmäßigen Wege geschlossen sind, und die sich hinterher dennoch als ein Unglück herausgestellt haben! Zugegeben! Wer weiß aber, ob nicht ein großer Teil dieser unglücklichen Ehen hätte vermieden werden können, wenn nicht der Mann in seiner ersten Verliebtheit gemeint hätte, sofort, ohne Überlegung und Selbstprüfung auf sein Ziel losgehen zu müssen. In der ersten Verliebtheit ist das geliebte Mädchen immer der Ausbund aller Tugenden und Vorzüge. Ein Verliebter ist einfach nicht imstande, klar zu sehen. Darum soll er die Zeit des ersten Rausches vorübergehen lassen und prüfen, ob sich die Verliebtheit bei näherer Bekanntschaft mit dem Mädchen seiner Wahl, und nachdem er auch von dem Irrtum geheilt worden ist, „sie“ sei wirklich ein „Engel“ ohne Fehl und Tadel, zu einer dauernden Liebe vertieft. Ob er stark genug sein wird, ein ganzes Leben mit ihr zu teilen, ob auch die an den Tag kommenden Fehler der Geliebten die Liebe nicht töten werden. Das Leben ist kein leichter Maientanz, sondern eine freudige, aber ernste Sache.

So sei das Weib mehr als die „Gespielin“ des Mannes, es sei seine „Gehilfin“. Die dir zur Gespielin am besten gefällt, ist vielleicht am allerwenigsten geeignet, dir zu helfen, an deiner Lebensarbeit Anteil zu nehmen und auch darin dich glücklich zu machen.

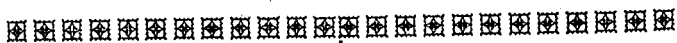
Und weißt du was „Gehilfin“ bedeutet? Sie soll nicht nur dein Hauswesen in Ordnung halten; dazu könnte auch eine Wirtschafterin genügen, auch soll sie nicht nur deine Sinnlichkeit befriedigen, denn sie ist mehr als Sinnlichkeit. Die Gehilfin soll dir helfen. Dazu gehört, daß sie dich versteht. Sie muß ein Empfinden dafür haben, an welchen Seiten deines Wesens du der Ermutigung, an welchen anderen du des Zurückhaltens bedarfst. Sie soll nicht in blinder Bewunderung dich über dich selbst täuschen, sondern soll wahrhaftig sein in der Liebe, soll dir wie ein Spiegel werden, in dem du dich siehst und erkennst. Nun gibt es freilich ein gegenseitiges Sicherkennen, das sich in das Aufleuchten eines einzigen Blickes zusammenfaßt, ein Aufleuchten, das dem Manne wie dem Weibe sagt, wir haben uns schon lange gekannt und haben jetzt einander nur gefunden. Aber Menschen, deren Schicksal sich in dieser Weise erfüllt, sind Ausnahmemenschen, in deren Seele etwas fast Prophetisches schlummert. Wir sind aber nicht alle Ausnahmemenschen, und was jenen in dem Erlebnis

eines Augenblicks zufliegt, das müssen wir anderen erwerben in langsamer, sorgsamer Prüfung und Selbstprüfung.

Also nicht ein Verliebter, sondern ein Liebender soll um das Weib werben, das er sich gewinnen will.

*„Du bist die Kraft, wenn ich ermattet schwanke,
Du bist die Sonne, wenn mein Tag wird trübe!“*

Wer das sagen kann, daß ihm die Geliebte beides ist: Kraft und Sonne — der mag um sie werben.



Es seien hier einige Gedanken zu dieser Frage eingeschoben, die Heinrich Lhotzky in seinem bekannten „Buch der Ehe“*) zu diesem Thema ausspricht:

„Es ist die köstlichste und befreiendste Pflicht eines Mannes, sein Lebensgebäude selbst zu errichten. Er bedarf ein Weib, daß es wohnlich gestaltet. Das kann sie nur, wenn sie ihn im Grunde versteht und als freier Mensch dem Menschen gegenübertritt.

Alles andere, was ein Mädchen mitbringt an körperlichen, wirtschaftlichen, schöngeistigen Vorzügen, ist so vollständig Nebensache, und etwas so unsicheres, daß es gegenüber dem Menschen gar nicht in Betracht kommt. Der Mensch und sein Wert

*) Lhotzky, Das Buch der Ehe. 125. Tausend: 1.80 Mk. [Die Blauen Bücher:]

ganz allein muß erwogen werden bei einer ernsthaften Werbung.

Wer Eigenschaften heiraten will, verheiratet sich ganz gewiß, denn der unerwünschten sind in der Regel mehr, als der erwünschten, und je verborgener sie sind, desto schwerer fallen sie später ins Gewicht.

Wer den Menschen zu ehelichen sucht, wird vor zwei Abwegen bewahrt bleiben, auf denen viele unglücklich werden, vor der Geldheirat und der sogenannten Liebesheirat, die eigentlich nur eine Verliebtenheirat ist. Beide bergen in sich ein fast sicheres Unglück. Denn die erste ist ein Verbrechen, die zweite eine Torheit.

Sobald ein Weib merkt, daß nicht der Eigenwert des Menschen in ihr, sondern nur ihr Besitz gemeint war, weiß sie sich zertreten, und ein enttäushtes Weib neben sich zu haben, ist Hölle auf Erden. Die verdiente Hölle des Verbrechers. Oder, wenn umgekehrt einem alten Geldsack ein blühendes Mädchen geopfert wird, bleibt die Hölle für beide Teile auch nicht aus. Sie ist um so wehtuender, je heimlicher ihr Brennen gehalten werden muß.

Die Ehe ist ein gegenseitig dargebrachtes unbegrenztes Vertrauen in die Zuverlässigkeit des andern. Da wir nun alle mannigfachem Wechsel der Entwicklung in unserem Erdenleben unterliegen, so muß das Vertrauen nicht nur unserem augenblicklichen Sein entgegengebracht werden, sondern es ist

auch ein Vertrauen in die Fähigkeit des andern, sich gleichmäßig mit uns weiterzubilden. Er soll nicht nur heute unser Freund und Genosse sein, sondern wir vertrauen ihm auch, daß er die Fähigkeit und Möglichkeit in sich birgt, es im Wechsel und Fortschritt des Lebens zu bleiben.

Daher muß der werbende Mann zwei ruhige, kühle Fragen über ein Mädchen stellen, ehe er sein Werben ernsthaft treibt.

Die erste Frage ist: passest du in meine Verhältnisse, vermagst du überhaupt mein Haus auszugestalten?

Nach einem alten weisen Spruche soll das Weib die Gehilfin des Mannes sein. Folglich muß sie fähig sein, sich seiner Arbeit und Lebensstellung so anzupassen, daß sie ihn fördert. Dann finden beide befriedigende Arbeit, und dann wird's recht, mag das Leben noch so viel Wechselfälle bringen. Ein gebildeter Mann kann ein ungebildetes Mädchen schlechthin nicht brauchen, auch wenn es noch so hübsch ist oder gar Geld mitbringt, und ein Bauer darf kein Stadfräulein heiraten.

Die zweite Frage, die der werbende Teil mit viel erbarmungsloser Kühle zu überlegen hat, ist diese, die viel zu wenig bedacht wird. Sie ist weit ernster als die erste und lautet: Kann ich's einmal vor meinen Kindern verantworten, daß ich dich zu ihrer Mutter machte?

Es ist geschichtliche Tatsache, daß unsere heutige Ehe, — ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier unerörtert — die einzige Möglichkeit bietet, ebenbürtige Nachkommen zu gewinnen. Die Sehnsucht nach Kindern gehört zu den tiefsten Eigentümlichkeiten jedes Lebewesens.

Wenige Jahre nach der Eheschließung sieht der Mensch im allgemeinen das Werden seiner Kinder, nach etwa zwanzig Jahren steht er ihnen als wissenden gegenüber, nach dreißig Jahren werden sie ihn gerecht und unnachsichtlich beurteilen. Kann ein Mann dieses doppelte Urteil, das schärfer ist als jedes weltliche Gericht, die Verantwortung vor sich selbst und vor seinen Kindern ertragen, dann mag er eine Ehe eingehen. Wenn nicht, muß er verzichten, mag die Liebe noch so groß sein. Die Heiraten bloß Verliebter sind eben Torheiten.

Man denkt gewöhnlich, eine Ehe betreffe zweier Menschen Wohl und Wehe. Das ist nicht wahr und ein verhängnisvoller Irrtum. Sie betrifft Wohl und Wehe aller folgenden Geschlechter bis ins dritte und vierte Glied. Wenn es für den kleinen Standesherrn eine Torheit ist, in eine bittere Armut hineinzuheiraten, so ist's für die große Majestät Mensch eine Torheit und Schlechtigkeit, ein Familienelend zu erheiraten, für das ihn noch die Enkel im Grabe verfluchen. Wer ein elendes Geschlecht erzeugt, richtet Unheil an bis ins dritte und vierte Glied.

Die zweite Frage ist vielfach eine Gesundheitsfrage. Wer Kindern das Leben geben will, muß vor allem sehen, daß es gesundes Leben sein kann. Es ist daher dringend zu wünschen, daß keine Ehe geschlossen wird, ohne daß von beiden Seiten der Arzt gefragt wird.

In diese Frage hat die sogenannte Liebe kein Wort hineinzusprechen. Denn die Liebe ist blind und macht blind, aber hier heißt es gerade die Augen recht weit öffnen.

Daß sich zwei junge Menschen wahnsinnig in einander verlieben, ist verständlich und verzeihlich, aber wenn sie heiraten wollen, ohne diese Frage gründlich erwogen zu haben, so ist's unverzeihlich. Denn diese Jugendliebe ist im Grunde kaum mehr als überhitztes Blut, das sich bald genug abkühlt, aber die Verhältnisse des Lebens bleiben und machen jeden unglücklich, der ihnen nicht gerecht wird.

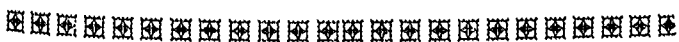
Mag also die Verliebtheit noch so groß sein, kann man diese Fragen nicht einfach bejahen, so muß die Heirat unterbleiben.

Oft genug hat man volles Vertrauen in das Einpassen des andern und irrt sich trotzdem. Das ist dann ein Unglück, wie es das Leben bringen kann. Aber, wenn man die Frage überhaupt nicht gestellt hat, ist's eine Torheit, die man mit einem verkrachten Leben bezahlen wird.

Wenn sich zwei einmal unglücklich verliebt

haben, so schadet das gar nichts, falls sie nicht heiraten. Wer sich verliebt, der kann doch wenigstens lieben und ist starker Gefühle fähig. Das tut wohl. Niemand schäme sich einer starken Liebe. Ist sie aber übermächtig geworden, und darf man ihr nicht nachgeben, so reise man oder suche sich eine schwere Arbeit. Am besten beides.

Heil den heißen Herzen, die stark lieben können! Sie müssen aber noch stärker werden, als ihre Liebe und dürfen sie nicht durch eine unpassende Heirat verderben. Sie soll ausklingen in einem ernsten und entschiedenen Auseinandergehen und verklärt werden durch die Erinnerung; die schließlich zu der Einsicht kommt: Es war gut so, wenn es auch schwer war. Es ist, als wenn das Leben bersten wollte und nie mehr Freude bei uns wohnen sollte, aber gerade durch solche schmerzliche Wahrhaftigkeit wird ihr neuer Grund gelegt.“



Die Liebe, die zur Ehe treibt, faßt alle Kräfte des Mannes zusammen und steigert sie zu höherer Leistungsfähigkeit, alle Kräfte, — und nicht zuletzt die Geschlechtskraft. Selbst ein junger Mann, der vor seinem Verlöbniß in geschlechtlichen Dingen nicht streng genug gegen sich selbst war, wird während des Verlöbnisses, wenn er seine Braut liebt, den Umgang mit anderen Frauen verabscheuen; denn alle seine

geschlechtliche Sehnsucht richtet sich in starker Ausschließlichkeit auf die Braut und findet ihren Ausdruck und ihre Befriedigung in der Zärtlichkeit, mit der er sie umgibt, in der Umarmung, im Kuß. Haben wir uns aber rein erhalten oder nach Zeiten der Niederlage die Herrschaft über uns selbst wiedergewonnen und den Weg geschlechtlicher Reinheit mit Energie beschritten, dann werden wir uns mit unbeschreiblicher Freude unseres Mannseins bewußt, wenn wir die Braut in unseren Armen halten. Dann ist uns der süße Duft reiner Weiblichkeit ein köstlicher Lohn, der es wert war, jahrelang die Mühen des Kampfes auf uns zu nehmen.

Es ist Prüderie oder Heuchelei, wenn behauptet wird, der Mann dürfe in seiner Braut das Geschlechtswesen nicht sehen. Das unterscheidet ja gerade die Braut von der Freundin, daß sie sich mit ihrem „Ja“ auf unsere Frage „mit Leib und Leben“ uns verschreibt, daß sie sich an uns bindet, „bis daß der Tod uns scheidet“, zu einer Gemeinschaft, zu einem Einsein, das nicht mehr zerrissen werden soll.

Wenn ich aber von der Unlösbarkeit des Bandes rede, das Braut und Bräutigam umschließt, so tue ich das nicht mit Rücksicht auf irgendwelche Anschauungen und Sitten. Sondern ich denke dabei nur an die natürliche, selbstverständliche Unzerstörbarkeit der Liebe, wenn ein „Ich“ das „Du“ gefunden hat, das seinem Wesen nach zu ihm gehört und es ergänzt.

Unzerstörbar aber ist die Liebe nur da, wo zwei Menschen auf den Höhen persönlichen Lebens und Seins einander verstehen und ineinanderklingen, und wo zugleich beiderseits die geschlechtliche Anziehungskraft der stärkste Ausdruck persönlicher Zusammengehörigkeit ist.

So schwer es also auch in seinen Folgen, vor allen Dingen für die Braut sein mag, so ist es doch gewiß durchaus kein Unglück, wenn Verlöbnisse gelöst werden. Wo nicht äußere, niedrige, etwa pekuniäre Gründe die Lösung herbeiführen, da ist sie immer ein Zeichen dafür, daß zwei Menschen nahe daran waren, sich aneinander zu ketten, die niemals eine harmonische Ehe hätten führen können. Der Schmerz der Trennung, das Gerede der Leute, all das Peinliche, das mit einer solchen Lösung zusammenhängt, steht in gar keinem Verhältnis zu dem viel größeren Unglück, das vermieden worden ist.

Wir reden hier nicht von der Schuld, die das weibliche Geschlecht an den verfehlten Verlöbnissen und unglücklichen Ehen trägt. Darüber mag die Frau zur Frau reden. Auch darüber wollen wir nicht jammern, daß heutzutage, wie zu allen anderen Zeiten, oft alle möglichen anderen Beweggründe zur Ehe führen, nur nicht der einzige, der ein Recht dazu hätte: die Liebe; daß Geschäftsrücksichten, Standesrücksichten, politische Rücksichten ihren Aftersprechen, wo allein die Liebe ihres priesterlichen

Amtes walten sollte. Wir wollen hier nur davon reden, daß wir jungen Männer durch unser Vorleben vielfach an der Erkrankung des häuslichen Lebens schuld sind und uns jetzt aufmachen wollen, an seiner Gesundheit zu arbeiten. Werden wir nur modern in dem ewig gültigen Sinne des Wortes, werden wir nur ein „Ich“ voll Kraft und Zucht, hören wir nur auf, die Frauen ausschließlich als die uns nötige leiblich-geschlechtliche Ergänzung anzusehen und zu mißbrauchen. Trüben wir uns selbst nicht den Blick, indem wir ein weibliches Du nach dem anderen seine Schleier und Nebel um uns schlagen lassen. Wir werden dann einmal dem uns bestimmten, dem uns beglückenden, dem einen weiblichen „Du“ zujauchzen, es mit starken Armen festhalten und uns dann auch vor unholden Mächten nicht scheuen, mit ihnen zu kämpfen um unser Glück. Das Glück in seiner ganzen Fülle und Tiefe ist der Preis der Reinheit.

Die äußere Verfeinerung unserer Kultur, die Übertreibung der Ansprüche an Komfort und Genuß, die traurige Wertschätzung des gleißenden Scheines, dazu die unnatürliche weibliche Erziehung, die vielen Mädchen alles mögliche Wissen übermittelt, aber sie nicht zur Hausfrau, zur Mutter befähigt, hat in unseren Reihen eine große Furcht vor der Ehe zur Folge gehabt. Mancher junge Mann, der wirtschaftlich wohl in der Lage wäre, zu heiraten, zieht es vor, ein dürftiges Junggesellenleben zu führen, anstatt sich unter

den Segen einer Häuslichkeit zu stellen mit ihren Freuden und Pflichten. Er behauptet, sich in seiner Haut ganz wohl zu fühlen. Und das beklage ich am meisten. Das Gefühl für die innerliche Unvollkommenheit seines Wesens ist ihm verloren gegangen, der Mann im Manne ist in Gefahr, zu sterben.

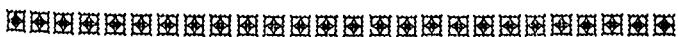
Wer vor dem Feinde dem Tode ins Auge geschaut hat, der sollte sich fürchten vor der Fülle des Lebens? Wer sein Leben hat hingeben wollen, der sollte sich scheuen, die Aufgaben und Pflichten des Gatten, des Vaters auf sich zu nehmen?

„Es ist dem Manne gut, ehelich zu werden, auf daß seine Seele ganz werde und er Mensch sei. Denn der Herr ruhte nicht nach der Erschaffung des Mannes, und er schuf nicht die Frau, noch den Mann allein. Aber als Mann und Frau erschuf er sie, auf daß der Mensch vollkommen sei. Also wer eine rechte Hand hat und der linken enträt, ist nicht vollkommen. Und wer eine linke Hand hat und keine rechte, ist nicht vollkommen. Dem Menschen ist eine rechte und eine linke Hand gegeben, auf daß er vollkommen sei. Die rechte Hand sage nicht: was ist dir, Linke... ich bin die Hand. Noch sage die Linke zur Rechten: was ist dir ... ich bin die Hand; denn zusammen sind sie vollkommen; also der Mann und die Frau. Die rechte Hand schnallt den Gürtel, der nötig ist. Die linke Hand trägt den Wasserkrug, dessen du bedarfst. Wer seinen Gürtel verliert und

das Geld, das er darin aufbewahrte, kann nicht leben. Und wer keinen Wasserkrug bei sich trägt, wird erliegen. Also der Mann und die Frau.“ (Multatuli.)

Wo nicht ernste Pflichten es verbieten, zu heiraten, da sündigt der Mann, der allein bleibt nicht nur an seinem Geschlecht, sondern er bringt sich auch um das herrlichste Gut, das ihm diese Erde bietet. „Die Ehe ist ein Beruf für die Menschheit, eine Erziehung für die Personen, ein Rechtsverhältnis, eine Brunnenklause, aus der die ewige Jugend rinnt, die Grundform, die Urquelle des Gemeinschaftslebens und der wirtschaftlichen Arbeit. Du sollst heiraten, wenn du nicht bestimmte persönliche Gründe dagegen vorbringen kannst. Diese persönlichen Gründe können sehr äußerlicher und sehr innerlicher Natur sein; sie unterliegen nur deiner eigenen Beurteilung, und du hast ein volles Recht, dich kühl und steif vor jedem abzuschließen, der dir in dieses Gebiet hineinreden will. Du bist es, der sich lebenslang binden soll, du und nicht dein Vater, nicht deine Mutter! Die Heirat ist ein Entschluß, den man selbst für sich gefaßt haben muß, da niemand bereit ist, dir die Folgen abzunehmen. Nur sollst du dich selbst einmal prüfend vor die Pflicht der Ehe gestellt haben. Es gibt Leute, die ohne Entschluß warten und immer warten; gern möchten, nie zugreifen, selber mit sich unzufrieden und schließlich vereinsamt bleiben. Ihnen gilt der Ruf, den die Bibel in die einfachen Worte

faßt: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde! Es war ein Ideal von Familienzuwachs, das Israel groß gemacht hat, ein Ideal, das alle Völker haben müssen. Gott will, daß die Völker sich vielfältigen wollen. Wo sie diesen Willen aufgeben, da versinken sie in böse Sinnlichkeit und verlieren die Kräfte zum Kampfe ums Dasein.“ ... (Friedrich Nau-
mann.)



Ich sagte schon, daß es Prüderie oder Heuchelei sei, in der Braut nicht auch das Geschlechtswesen sehen zu wollen. Und in großen Schichten unserer Volksgenossen herrscht noch die Ansicht, daß mit dem Verlöbniß auch der Beginn des Geschlechtsverkehrs verbunden sein dürfe. In ländlichen Kreisen gilt vielfach das Verlöbniß sogar dann erst als unlöslich, wenn die Braut einen Erben für Haus und Hof empfangen hat. Gegen solche Erscheinungen und solche Praxis im Volke zu predigen oder darüber zu klagen, ist zwecklos. Sie sind ein Jahrhunderte alter Brauch, und wenn die Gesundheit des häuslichen und des nationalen Lebens darunter nicht leidet, so wird man am besten tun, die Sache auf sich beruhen zu lassen, um zu warten, bis eine höhere persönliche Kultur auch diese Kreise erreicht. Diese volkstümlichen Gepflogenheiten, durch die unter den gegebenen naiven Verhältnissen und nach

den Anschauungen dieser Kreise der Volksgenossen die Ehre des Mädchens nicht berührt wird, haben nichts gemeinsam mit der menschenschändenden Raffiniertheit des Geschlechtsgenusses, wie ihn die Prostitution oder das „Verhältnis“ bietet.

Auch wir sehen in der Braut das Geschlechtswesen und freuen uns seiner, und zwar um so mehr, je reiner wir geblieben sind. Dennoch ist es mehr als eine gute Sitte, die uns jungen Männern aus gebildeten Kreisen in unserem Geschlechtsverlangen der Braut gegenüber scharfe Grenzen zieht und uns den geschlechtlichen Verkehr mit ihr verbietet. Diese sogenannte gute Sitte, nach der sich erst die Frau dem Manne hingibt, die Anschauung, daß erst in der Ehe der geschlechtliche Verkehr legitim sei, ist unter höher gebildeten Menschen ein berechtigtes Erbstück vieler Generationen. Der geschlechtliche Genuß ist in gebildeten Kreisen während der Braut-
schaft wohl stets mehr ein Raub des jungen Mannes und erst in der Ehe auch ein liebevolles Sichgeben des Weibes. Darum: wir achten in der Braut den selbstverständlichen, wenn auch nie ausgesprochenen Wunsch, leiblich unberührt zu bleiben. Der Umgang mit ihr, die Zärtlichkeit, mit der wir sie umgeben, ist, wenn auch in anderem Sinne als bei der Freundin, die Probe der Kraft, die wir erlangt haben, und die letzte Schule, in der wir lernen können, den Geschlechtstrieb aus dem Tierischen zu erlösen und

ihn dem Persönlichen untertan zu machen. Je größer die Sicherheit, in der die Braut in unseren Armen liegt, umso stärker auch der Schutz, den die Braut genießt vor sich selbst. Es ist leicht, ein Feuer zu entzünden, aber schwer, seiner wieder Herr zu werden.



Halt! Noch ein Wort! Ein unschuldiges Mädchen, das in dem sicheren Schutz eines Elternhauses aufgewachsen ist, wird im allgemeinen bei ihrem Verlobten dieselbe Unschuld, in der sie selbst ihm begegnet, voraussetzen. Reine Mädchen können sich nur sehr schwer eine Vorstellung davon machen, daß die Hingabe des Leibes ein Gewerbe und der Geschlechtsgeuß eine Ware werden kann, die für Geld leicht zu haben ist. Mit selbstverständlichem Vertrauen treten sie ihrem Verlobten entgegen und denken nicht daran, daß auch er sich je mit jener geheimnisvollen Welt des Schmutzes berührt habe. Darf der junge Mann diese Täuschung auf die Dauer zulassen, wenn er Grund hat, Geständnisse zu machen? Ich meine: Nein, auf keinen Fall! Dann würde die Ehe auf einer falschen Voraussetzung beruhen, und das kann nie zum Guten führen. Darum fasse sich der Verlobte ein Herz und sage, was da zu sagen ist. Es gehört gewiß Takt und Mut dazu, und es kann unter Umständen vielleicht besser sein, mit dieser Aussprache bis in die Ehezeit zu warten. Es kommt auch vielleicht eine Krisis, die aber

nicht unüberwindlich ist, deren Überwindung vielmehr das gegenseitige Sichverstehen vertieft. Eine Verbindung, die wirklich auf Liebe beruht, muß ein solches Geständnis aushalten. So wenig wir einer „doppelten Moral“ das Wort reden wollen, so gewiß ist uns andererseits, daß der Mann in der größeren Gefahr ist, seine Reinheit einzubüßen, schon infolge seiner physiologischen Veranlagung. [Ebenso gewiß ist uns aber freilich auch, daß ihm eine größere Kraft gegeben ist, der größeren Gefahr zu begegnen.] Ich glaube, die Frau hat ein instinktives Gefühl für diese Verschiedenheit der Lage, und wird vergeben. Solches Vergeben kettet dann doppelt fest aneinander. Eine der glücklichsten Frauen, die ich je gesehen habe, sagte mir einmal: „Man hat sich nie lieber, als wenn man sich einmal etwas zu vergeben gehabt hat.“

Über die Unsitte der üppigen Hochzeiten und den gesundheitsgefährlichen Gebrauch des Hin- und Herreisens auf der Hochzeitsreise will ich nicht einen Moralisten, sondern einen Mediziner, Schönenberger, reden lassen; er sagt: „Wenn man eine Ahnung davon hätte, wie gewisse Schädlichkeiten auf die Nachkommenschaft zu wirken imstande sind, man würde Polterabend und Hochzeit kaum in der üblichen Weise feiern. Bilden schon körperliche und geistige Erschlaffung der Eltern zurzeit der Zeugung eine gewisse Gefahr, so weiß man vom Alkohol ganz sicher, daß er die Fortpflanzungskeime vergiften kann. Das

werdende Leben büßt damit an Widerstandskraft ein Wenn die Sitte dich zwingt, zu trinken, so halte dich an alkoholfreie Getränke. Du schadest dir nicht und sicherst die etwa zu erwartende Nachkommenschaft . . . Die Hochzeitsreise eröffnet den Reigen der Verkehrtheiten, an denen manche Ehe so reich ist . . . Der Geschlechtstrieb wird stürmisch erregt. Seine bis dahin mehr oder weniger ruhenden Organe treten in Tätigkeit. Diese Erregungen bringen das Nervensystem in einen gewaltigen Aufruhr. Ein ruhiges Stilleben in dieser Zeit ist der beste Weg, den Sturm zu mäßigen, die aufgewühlten Wogen zu glätten. Was dagegen die Erregung vermehrt, den Reiz erhöht, kann Gehirn und Rückenmark, beim Weibe vor allem auch die in der ersten Zeit überaus empfindlichen Geschlechtsorgane schädigen. Kein Wunder, daß die Hochzeitsreise bei der Frau oft den Keim zu dauerndem Siechtum legt.“

Ich weiß wohl, daß heutzutage fast ein wenig Mut dazu gehört, den von der Natur bezeichneten Weg zu gehen und statt der unruhigen Hochzeitsreise einen stillen Landaufenthalt in der Nähe zu wählen. Aber es ist der Mut der Wahrheit. Wenn einer immer den Anfang dem anderen zuschiebt, so kommen wir nie weiter.

Und nun möchte ich noch etwas sagen, das vielen vielleicht gar befremdlich scheinen mag. Aber

man soll es deshalb nicht gleich von der Hand weisen. Nicht wahr, ihr denkt alle, wenn die erste Nacht euch mit der Frau vereinigt, dann „müsse“ auch die Liebe sofort ihren leiblichen Ausdruck in der geschlechtlichen Umarmung finden. Dieser Gedanke ist so sehr Allgemeingut der Männerwelt geworden, daß es aussichtslos, wenn nicht vermessen erscheint, etwas dagegen zu sagen. Und doch sage ich: Dieses „Muß“ besteht nicht! Nicht die gesteigerte sinnliche Erregung des Mannes, sondern gemeinsames Wollen müssen, wie auch späterhin, Grundlage der Vereinigung sein. Das Wollen vieler Frauen muß aber hierzu erst gewonnen werden. Jede Brutalität seitens des Mannes nimmt der Frau etwas von der Sicherheit, in der ihr Wert — auch in ihren eigenen Augen — unangetastet bleibt. Darum soll der junge Gatte, wenn es nötig erscheint, um das Wollen der Frau erst werben. Dann ist der erste Beischlaf nicht ein Taumel und ein Raub — sondern ein gegenseitiges Geben und Nehmen, das nicht trennt, sondern fester aneinander bindet.



Eine Schule kann uns auch der Umgang mit verheirateten Frauen werden. Die verheiratete Frau gibt sich hin für die Verjüngung unseres Geschlechtes. Wir ehren in ihr die Mutter, in ihr auch unsere eigene Mutter. Ich habe als Student einmal eine Frau ge-

sehen, die unter der Last eigenen körperlichen Leidens und unter schweren Schicksalsschlägen vor der Zeit ergraut war. Den Mann machte Krankheit unfähig, seine Stellung auszufüllen, so daß ihr der Schutz des Hauses oblag; ich habe sie zwischen Krankenbetten und Särgen einhergehen sehen, und nie ist mir das Heldentum der Frau, der Mutter, größer erschienen als damals, nie ist mir die Pflicht, solchen Frauen gegenüber rein zu bleiben, deutlicher geworden. Die ehrfürchtige Liebe, die uns zu solchen Frauen hinzieht, ist ein Reinigungsbad ohnegleichen für unsere Sinnlichkeit. Darum sollte keiner von uns, der nicht mehr im Elternhause lebt, das Wirtshaus zu seiner Heimat werden lassen, sondern, wenn irgend möglich, Eintritt in Familien zu erhalten suchen, um Frauen kennen zu lernen, die ihm, ohne es zu wissen oder zu wollen, ähnliche Dienste tun, wie ich sie von jener tapferen Frau empfing. Der freundschaftliche Verkehr in einem Hause, in dem ein reines Weib waltet, ist immer fördernd. Nicht nur einseitig, indem er uns neue Interessen weckt oder alte entwickelt, sondern, indem er dem Ganzen unserer Persönlichkeit Steigerung der Kraft und des Empfindens gewährt.

Und wem es nicht gelingt, freundschaftlichen Familienverkehr zu finden, der soll sich das Alleinsein zu einer Quelle der Kraft gestalten. Es gibt junge Männer, die eine wahre Angst vor dem Alleinsein

haben. Angst vor der Einsamkeit ist aber nichts anderes als Angst vor sich selbst. Man ist sich selbst ein unbequemer Geselle, darum fühlt man sich nur „wohl“ im Kreise anderer. Wer so weit gekommen ist, der soll das Alleinsein geradezu üben. Er kann es sich auf allerlei Weise erleichtern. Statt daß er für sein Zimmer so wenig Miete wie möglich zahlt, um sein Geld für „bessere“ Dinge zu erübrigen, soll er sich ein behagliches Zimmer suchen, es mit Geschmack einrichten, daß er sich wohl darin fühlt. Ein ungemütliches Zimmer ist immer eine bequeme Entschuldigung für das ewige, doch wirklich recht philisterhafte Wirtshauslaufen. In behaglicher Umgebung wird es schon leichter, ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, oder an Bildern sich zu freuen. Und wenn freie Nachmittage oder Tage es gestatten, so sollte der Wanderstab ergriffen werden. Die freie Natur ist auf jeden Fall eine bessere Gesellschaft als der Stammtisch, und hat einem aufmerksamen Menschen wichtigeres zu sagen als die Klatschereien, über die das Wirtshausgespräch selten hinauskommt. Wenn du keine Freunde findest, die dir wirklich Freunde sein wollen, so bist du allein immerhin noch in der besten Gesellschaft. Aber höre nicht auf, nach Familienverkehr zu suchen.

In der Familie begegnen wir der werdenden Mutter, die die Frucht noch in ihrem Schoße birgt. Wir nehmen, wenn auch nur von fern, an allen Sorgen

und Freuden teil, die der Geburt eines Kindes vorausgehen und die ihr folgen. Das große, schöpferische Geheimnis der Natur blickt uns durch die ernst-freudigen Augen der jungen, werdenden Mutter an und redet zu uns von den unendlich feinen Zusammenhängen der geistigen Zustände und geistigen Stimmungen der Mutter mit der verborgenen Entwicklung der Frucht, und es sagt uns von der ritterlichen Pflicht, die es uns gegen die Frau auferlegt, sie zu schützen vor störendem Schaden und zwingt uns innerlichst zur ehrfürchtigen Bewunderung.

Unsere Stellung zur Frauenwelt ist uns gewiesen. Die Frau sei uns untastbar um ihrer selbst willen und um der Liebe willen, nach der wir uns sehnen. Nur der Reine versündigt sich nicht an der reinen Frau, nur dem Starken wird sie ihre Liebe geben. Suchen wir nur, unter den Einfluß der reinen Frau zu treten, und die unreine rückt uns fern und wird uns fremd. Aber vergessen wir nicht, daß alle diese Einflüsse der Reinheit und Keuschheit, alle Frauenfreundschaft und aller Familienverkehr uns nur dann wirklich läutern, fördern, heben und stärker machen, wenn ihnen unser eigener, durch männliche Selbstdisziplin unterstützter, freier Wille zustimmend begegnet. Nicht der äußere Zwang, der uns geschlechtlichen Umgang unmöglich macht, nicht die Vorsichtsmeierei, die mit philisterhaftem Nasenrumpfen an den geschlechtlichen Dingen überhaupt

vorübergeht, kein Cölibat, keine Ordensregel, kein Gelübde macht uns rein. Der WILLE und die SELBSTDISZIPLIN sind es zuerst und zuletzt, die unserem Kampf seinen Wert und seinen Sieg bieten.



GENUSS UND ARBEIT

„Du bist zum Genuß geschaffen und die Welt ist voller Dinge, die du genießen wirst, wofern du nicht zu stolz bist, dich an ihnen zu erfreuen, und zu gierig dich um sie zu kümmern“. Ruskin.

Und wir können unserem Willen zu Hilfe kommen, er braucht nicht haltlos in der Luft zu schweben. Er bedarf der Hilfe.

Eines der letzten Lieder, die Johannes Brahms komponiert hat, enthält die Worte aus der uralten jüdischen Spruchweisheit: „Darum sahe ich, daß nichts anderes ist, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Teil.“

In der Entwicklung unserer deutschen Kultur hat die alte Wahrheit, daß Arbeit des Menschen Teil sei, im 16. Jahrhundert erst wieder gewonnen werden müssen. Die Kirche hatte das mönchische Leben höher geachtet als berufliche Arbeit. Aber dann ist durch einen deutschen Mann auf deutschem Boden die Arbeit wieder geadelt worden.

Wozu ist die Arbeit da? Soll sie anders nichts, als uns die notwendigen Lebensbedingungen schaffen

oder uns Lebensschmuck und Vergnügen ermöglichen? Fast scheint es so, denn seitdem das Bedürfnis nach Komfort, die Ansprüche auf häuslichen und gesellschaftlichen Glanz gestiegen sind, sind naturgemäß auch die Forderungen der Arbeit, vor allen Dingen im gewerblichen Leben gestiegen. Wir brauchen nur einmal in das fabelhafte Getriebe einer Welthandelsstadt wie London oder in den sinnverwirrenden Lärm einer Börse hineingeschaut zu haben, um den Eindruck zu gewinnen, daß vielfach nicht der Mensch seine Arbeit, sondern die Arbeit den Menschen hat und ihn hetzt und jagt in unwürdiger Unruhe. Die Zahl derer, die nie Zeit haben, ist immer größer geworden. Nie Zeit haben heißt aber: nie zu sich selbst kommen, nie Mensch, immer Maschine, nie frei, immer Sklave sein. Ich wundere mich nicht darüber, daß die Sklaven der Arbeit nie fröhlich werden, sich nie ihrer Arbeit, höchstens ihres Verdienstes freuen.

Arbeit ist unser Teil, das heißt, sie gehört zu unserem Leben wie Essen und Trinken, sie ist ein Bestandteil nicht nur unseres äußeren Lebens, sondern unserer inneren, persönlichen Existenz. Aber, wie wir nicht leben, um zu essen, sondern essen, um zu leben, so können wir auch nicht leben, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben: zu leben aber in jenem höheren Sinne, in dem es mehr bedeutet als vegetieren.

Arbeit ist unser Teil, denn wir bedürfen ihrer zur Beschaffung des täglichen Brotes, das erst Wert für uns gewinnt, wenn es die Frucht unserer Arbeit ist. Es ist natürlich, daß wir dem unsere Liebe schenken, woran wir Mühe gewandt, woran wir mit persönlichem Interesse gearbeitet haben. „Segen ist der Mühe Preis.“ Ein Mann, der es durch eigene Arbeit zu etwas gebracht hat, erzählte mir, er habe sich als ganz junger Mann mit eigenen Ersparnissen seine erste Uhr gekauft. Es war erquickend zu sehen, wie der schon grau Gewordene in der Erinnerung an diese längst vergangene Freude wieder fröhlich wurde. Jeden Augenblick habe er die Uhr aus der Westentasche gezogen, und das Bewußtsein, die Uhr selbst verdient zu haben, habe ihm damals einen höheren Wert in seinen eigenen Augen gegeben.

Was nun gar die Erziehung zu organisierter Arbeit für ein ganzes Volk zu bedeuten hat, — wenn die Not kommt — das hat uns der Krieg gelehrt.

Heil denen, die nichts geerbt haben, denn sie müssen arbeiten!

Zola erzählt in seinem Roman „Madeleine Férrat“ von jenem reichen Erblasser, der seinem einzigen Erben das Versprechen abgenommen hatte, niemals arbeiten zu wollen. Mit der ganzen grausamen Konsequenz, deren Zola fähig war, werden die leiblichen und geistigen Folgen dieses Müßigseins geschildert, die schließlich zu Wahnsinn und Selbstmord führen.

Aber selbst wenn die durch Erbschaft Reichen nicht auf jene Stufe des Blödsinns herabsinken, selbst, wenn sie auf Gebieten, die nicht eigentlich Arbeit sind, wie auf den verschiedenen Zweigen des Sports, etwas leisten und ihr Leben „anständig“ beschließen, so ist doch etwas für sie verloren gegangen, der Segen der Arbeit. Darum ist neuerdings der gesunde Gedanke erwacht, daß es moralischer sei und nützlicher für den Einzelnen wie für das ganze Volk, wenn Riesenvermögen, nicht voll vererbt würden, sondern das nächste Geschlecht wieder zur Arbeit gezwungen würde.

Das ist das Elend der Müßiggänger, daß sie nie gezwungen sind, ihre Kräfte mit Ernst und Nachdruck auf einen Punkt zu konzentrieren, nie dauernd eine feste Haltung einzunehmen, nie ihren Geist in harte Zucht, ihre Phantasie in Zaum und Zügel zu nehmen. Und da sie den freudigen Ernst der Arbeit nicht kennen, müssen sie ihr Leben ausfüllen mit Sport, Amusement und anderen Nichtigkeiten, die ihnen nach nicht gar zu langer Zeit selbst zuwider sind. Weil niemals Arbeit die Kräfte ihrer Seele gespannt hat, so haben die müßigen Lebemänner, wie sie in den Weltstädten umhertrotten, die Fähigkeit zu starkem, unmittelbarem Empfinden verloren. Wer rastet, rostet.

Gewohnheitsmäßige, grundsätzliche Nichtstuer sind ekelhafte Schamrotzer am Volkskörper. Ausrotten können wir sie nicht. Gelingt es nicht, sie zu dauernder, nützlicher Arbeit zu bewegen, so wollen

wir sie wenigstens fühlen lassen; daß wir sie nicht ernst nehmen können und daß sie für ernste Dinge nicht mehr in Betracht kommen.

„Wenn in diesem Augenblick ein Mensch beobachtend durch die Straßen von Paris ginge, der Stadt, in der jede Erfindung, auf die Wissenschaft, Verstand und Reichtum verfallen können, den Vergnügungen der Müßiggänger Reiz und Wechsel verleiht, so würde er nicht ein ruhiges und glückliches Gesicht sehen, ausgenommen unter den niederen, sehr hart arbeitenden Ständen. Jede Freude, die anders als Gott will, erlangt wird: billig, diebisch und schnell, während sie nach seiner Verordnung teuer, redlich und langsam erworben werden sollte, — verwandelt sich in eine giftige Bürde und bleibt, wenn sie als Freude vergangen ist, als Last; und von Tag zu Tag wächst der tödliche Brand ihres Panzers. Die Freuden des Hasses, der Schlacht, der Wollust, des eitlen Wissens, der niederen Üppigkeit, sie gehen alle in langsame Qualen über.“

Damit ist schon gesagt, daß die Arbeit noch einen höheren Zweck in unserem Leben hat als nur den, uns Brot, Kleid und Dach zu sichern. Wer den das gesamt Leben steigernden Wert der Arbeit erkannt hat, legt sie darum auch nicht nieder, sobald er es sich der äußeren Verhältnisse halber leisten könnte. Ist die Arbeit wirklich unser Teil, ein notwendiger, unentbehrlicher Be-

standteil unseres Lebens, so würden wir ja mit ihr einen Teil von uns selbst, vielleicht das Beste an uns aufgeben.

Das Wertvolle an der Arbeit ist, daß sie den ganzen Menschen beansprucht. Sie erfordert Vorarbeit, die Erwerbung von Kenntnissen, das Erlernen von Fertigkeiten. Der Intellekt wird in Tätigkeit gesetzt und durch Tätigkeit nicht etwa verbraucht, sondern geschärft, gestählt, gestärkt. Wenn wir einen Mann sehen, der in einem Leben voll harter Arbeit sich einen raschen, sicheren Blick und den Mut zu schnellen, starken Entscheidungen erworben hat und wenn uns in solch kräftigem Handeln ein geübter Wille, eine starke Selbstzucht, eine zähe Beharrlichkeit entgegentritt, — ist es nicht, als habe der Segen der Arbeit uns angeschaut aus den ernstesten, ruhigen Augen des Gesegneten?

Die Arbeit ist es, die in dem großen unendlichen Gewimmel von Menschen das Besondere, das Eigene an uns ausdrücken will. Bei aller Wertschätzung des allgemein Menschlichen wollen wir doch nicht vergessen, daß es eben nur vorhanden ist im Einzelnen, Gesonderten. Und die Art unserer Arbeit ist es, die uns in unsere Zeit hineinstellt, die uns gleichsam Vokalkolorit verleiht. Ernste, solide Arbeit, eine bestimmte Berufsarbeit behütet uns davor, im allgemeinen zu verflattern und zu vergehen, sie gibt uns Form und Festigkeit.

Wir wollen die Arbeit lieb haben. Ich sah vor Jahren in einer Berliner Kunstausstellung ein Bild, das einen Tischlermeister darstellte, einen alten Mann, der mit seinem Werkzeug hinter der Hobelbank stand und sinnenden Auges auf ein Stück Holz schaute, dem er die von ihm gedachte Form abringen wollte. Wie tief hatte der Maler die Arbeit und den Arbeiter verstanden! Die Augen jenes Alten schienen sagen zu wollen: „Und es gibt doch nichts Größeres zwischen Himmel und Erde, als daß wir mit unserer Arbeit Werte schaffen, Werte, denen wir den Stempel unseres Ich aufdrücken können, Werte, die ein Gesicht haben und die Menschen anschauen mit unseren Augen.“ Wer seine Arbeit lieb hatte, der mußte sich dieses Bildes freuen, und wer es nicht verstand, — nun, der möge erst arbeiten lernen, möge erst einmal Werte hervorbringen, oder — es ist ihm nicht zu helfen. Wir wollen die Arbeit lieb haben, denn ernste Arbeit ist eine fröhliche Sache.

Es mag freilich schwer sein, jede Art von Arbeit fröhlich zu gestalten. In der immer wachsenden Ausdehnung der Großbetriebe, in deren mechanischem Gefüge der Einzelne oft nur ein kleines Rädchen ist, ist auch die Arbeit, die ihm zugewiesen wird, oft nur eine mechanische und darum vielfach zunächst und an und für sich eine freudlose. Wenn wir uns aber bei der Arbeit nicht mehr freuen können, so wird uns die Arbeit zu einer Gefahr. Freude, die Keim und

Frucht persönlichen Lebens zugleich ist, Freude, als Einschlag in die Kette der Arbeit, führt zum Gelingen und kann auch rein mechanischer Arbeit persönliches Gepräge geben, indem sie das Werk zu dem unsrigen macht, es zu einer Stufe werden läßt, von der aus Besseres, Größeres erreicht werden kann. Die Freude an der Arbeit ist auch der stärkste Trieb zur Arbeit. Freudlose Arbeit, selbst wenn sie nicht eine rein mechanische ist, verbraucht unsere Kraft, ohne sie zu ersetzen, bringt uns nichts anderes, als ihren klingenden Lohn und bleibt stets nur eine augenblickliche Begleiterscheinung unseres Lebens, eine Last, die wir abschütteln, sowie wir genug verdient haben; sie wird nie unser Teil. Freudige Arbeit macht reich, potenziert unsere Kraft, steigert unser Können, freudlose Arbeit macht uns arm, und wenn sie uns Millionen einbringen sollte.

Darum wollen wir nicht darüber klagen, wenn wir in dem gewaltigen Arbeitsgetriebe der Menschheit eine Stelle einnehmen, die uns unserer unwürdig erscheinen will. Machen wir uns doch klar, daß in einem Uhrwerk das kleinste Rädchen und Zähnchen unentbehrlich ist. Hören wir auf, mißmutig auf unsere Arbeit zu schelten; sie wird uns dadurch nicht lieber und wird dadurch nicht besser getan. Wer weiß, ob wir nicht mit der Freude an der uns gerade zugewiesenen Arbeit die Freude an der Arbeit überhaupt verlieren könnten! Nehmen wir uns vor, die uns

obliegende Arbeit so gut zu machen wie nur möglich; damit nehmen wir ihr schon das Langweilige, Äußerliche, damit machen wir sie uns selbst interessant, geben ihr einen Wert, machen sie zu unserem Teil. Zwingen wir uns einmal zu innerer Freudigkeit; die Freudenernte wird nicht lange auf sich warten lassen. Hören wir einmal auf, über dem, was wir tun, schon an das Nächste oder gar Fernste zu denken; erst die Aufgaben der Gegenwart gelöst, dann wollen wir der Zukunft schon Herr werden!

Es gibt ein Vorwärtskommen, das nicht auf Leistungen, sondern auf Protektion beruht. Zu solcher Eitelkeit wollen wir zu stolz sein. Wir wollen nichts erreichen, was wir nicht selbst errungen haben. Darum wollen wir zunächst an der kleinen Arbeit, die wir zu tun haben, im kleinsten Punkte die größte Kraft einsetzen, dann kann uns Größeres anvertraut werden.

Die Arbeit muß ein Ausdruck der Wahrheit sein, das heißt, eine Darstellung unserer wirklichen Leistungsfähigkeit. Was wir mit unehrlichen oder halb-ehrlichen Mitteln zuwege bringen, mag an sich so richtig sein, wie es will, es bleibt eine Lüge, mit der wir uns und andere zu täuschen versuchen. Für unseren eigenen Fortschritt sowohl auf dem besonderen Gebiet, auf dem wir arbeiten sollen, als auch für unsere Gesamtentwicklung gibt es nichts Gefähr-

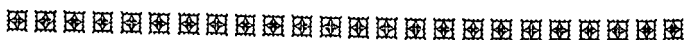
licheres, als das Pflügen mit fremden Kälbern. Diese Schuljungenmanier, die dem Schüler schon Schaden genug gebracht hat, muß überwunden werden. Die Anforderungen, die gut getane, wahrhaftige Arbeit an uns stellt, sind dann freilich größer, aber es lohnt sich auch der Mühe, schon weil die Tüchtigen, Wahrhaftigen nie so billig sind wie Brombeeren. Wer GANZE ARBEIT tut, ist zuletzt trotz anfänglich langsamer Erfolge doch der Klügste. Wer sich mit Schein-Arbeit durchschlägt, ist ebenso gewiß zuletzt immer selbst der Meist-Geschädigte. Das ist ein Gesetz, das keine Ausnahmen kennt!

Und über den Rahmen unserer Fabrik, unserer Bank, unseres Regimentes, unserer Universität schauen wir hinaus. Auch das Ganze, dem wir angehören, ist wieder Teil eines größeren Ganzen. Rings um den Erdball regen sich fleißige Hände, denken strebsame Köpfe. Überall hämmert's und pocht's und glüht's und raucht's. Wie Schweißgeruch steigt's von der Erde empor; die Menschheit ist an der Arbeit. Und alles, was den Namen Arbeit verdient, was nicht Spiel und Tändelei ist, soll dieser Menschheit dienen, soll ihr nicht nur das Nötigste zum Leben darreichen, sondern soll ihr in dem unübersehbaren All der Kreaturen ihren menschheitlichen Charakter, ihren Vorzug und ihre Eigenart geben, soll aus der seufzenden Menschheit eine fröhliche machen, soll im höchsten Sinne

Kulturarbeit sein. Darum ist es keine Überhebung, wenn ich bei der kleinen Arbeit, die ich tue, denke, daß sie auch ein Faden in der Kette auf dem Webstuhl der Menschheitsarbeit sei, nicht nur, weil vielleicht das Produkt meiner Hände seinen Weg macht durch viele Regionen der Menschen, nicht nur, weil der Handel mir die entlegensten Teile der Erde nahe rückt, sondern die geistige, persönliche Energie, die ich an meine Arbeit verwende, wird hineingewebt in die Arbeitsenergie der Menschheit. Und wenn auch die Kette Millionen Fäden zählt, so sollten wir den einzelnen nicht verachten; er gehört mit ins Gewebe der Kette hinein, und er hat die Aufgabe, daß er fest sei. Wenn ich doch allen, die an verborgenen Stellen arbeiten, sagen könnte, daß sie nicht weniger, als die Höchstgestellten, das Recht und die Pflicht haben, am Gesamtfortschritt mitzuwirken! Wenn sie es doch alle glauben wollten, die so unzufrieden und mürrisch an ihr Tagewerk gehen, daß die Freude und Kraft, die sie an ihre Arbeit wenden, verheißungsvolle Saat ist für die Zukunft! Dann würde die Arbeit keine Last, kein Sorgenwerk mehr sein, dann würden sie alle, alle fröhlich sein in ihrer Arbeit.

Daß unser Volk noch lebt, trotz des Ansturmes der ganzen Welt in Waffen, das haben wir nicht nur unseren Feldherren zu verdanken. Gerade sie sind

es, die die Arbeit des letzten Soldaten als notwendigen Faktor in ihre Rechnung gestellt und bei ihren Erfolgen gerühmt haben. Der Krieg hat gerade die Treue im kleinen und an verborgener Stelle, ihren Wert und ihre Unentbehrlichkeit offensichtlich bestätigt.



Die wirtschaftliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß das Geld mehr und mehr in die Hände einzelner fließt, um die Einzelnen zu großen Unternehmungen zu befähigen. Wer also heute im Erwerbsleben etwas leisten will, ist darauf angewiesen, daß er möglichst viel Geld verdient. Aber die letzte Staffel dieser Wirtschaftsentwicklung kann keine andere sein, als daß der Geldhaber zum Geldverwalter für die Gesamtheit wird. Noch wächst das Geld über den Menschen und macht ihn sich dienstbar. Aber nun muß der Mensch wieder über das Geld hinauswachsen und seiner ein freier Herr werden. Es wird weder für uns, noch für unsere Arbeit ein Schade sein, wenn wir darüber wachen, daß nicht das Geld unser Herr wird.

In dieser Beziehung hat uns der Krieg vor neue sittliche Aufgaben gestellt. Auf der einen Seite hat er das Geld für den einzelnen entwertet, indem er es dem Staate in die Hände legte zur Führung des Kampfes. Andererseits hat er die Verdienstmöglich-

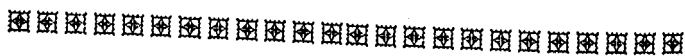
keiten für viele Arbeitszweige ins Ungemessene gesteigert. Dadurch ist die Profitsucht aufgepeitscht worden wie nie zuvor. Sie ist wie ein Fieber über viele gekommen, und nicht nur im deutschen Volk. Wenn das Kriegsfieber ausgeglüht hat, dann muß auch das Gewinnfieber geheilt werden. Haben wir gegen bewaffnete Feinde unsere Freiheit behauptet, so wäre es eine Schmach ohnegleichen, wenn wir uns dem Götzen des Geldes beugen wollten.

Es ist selbstverständlich, daß die Arbeit, die unter dem Gesichtspunkte höchster Menschheitskultur getan werden soll, bestimmte Zweige und Gebiete der Produktion ohne weiteres ausschließt. So gibt es in Schottland und Irland große Kreise weltoffener Männer, die sich konsequent von der Herstellung und Verbreitung alkoholischer Getränke fernhalten.

Wer seine Ehre bewahren, nicht ehrlos werden will, kann nicht sein Brot verdienen, indem er seine Volksgenossen übervorteilt oder aus ihrer Schwäche oder ihren niedrigen Instinkten Vorteil zieht. Nicht nur für den Kaufmann, sondern, im weiteren Sinne verstanden, auch für den Beamten und jeden Erwerbenden überhaupt, gilt das alte deutsche Sprichwort: „Bei einem guten Handel sollen beide Teile gewinnen!“ Wer ohne Verantwortlichkeitsgefühl Geld erwirbt, ist ohne Berufsehre und damit ohne eine volle Ehre überhaupt. Auch — oder vielfach

umso mehr — wenn ihm Titel, Orden und äußere Ehrungen angehängt werden.

Und dann: ein Straßenkehrer, der seine Arbeit ganz tut, ist wertvoller als jener Arzt, der mir in meiner Kindheit einen zerbrochenen Arm so nachlässig einrenkte, daß ich deswegen nachher nicht zum Militär genommen wurde. Lernen wir also die Arbeit, auch die bescheidenste, als Teil eines Ganzen anschauen, dann wird sie uns der Mühe und des Schweißes wert, und wir können uns, wie auch die Umstände immer liegen mögen, auf jeden Fall ihrer freuen. Und wir brauchen Freude, Freudigkeit in unserem Leben. Die innere Freudigkeit ist wie die geheime, unsichtbare elektrische Kraft, die durch die Drähte läuft und träge Massen in Bewegung setzt. Die Freudigkeit ist die Wärme, die der Mensch ausstrahlt; und wie die Sonne nicht mehr Sonne wäre, sobald sie aufhörte, Wärme zu geben, so wäre der Mensch nicht mehr er selbst, wenn die Wärme der Freude nicht mehr von ihm ausginge. In gesegnetem Kreislauf gebiert die Freude Arbeit, und die Arbeit Freude, und so fort in herrlichem Wachstum.

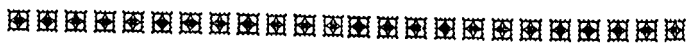


Die Ergänzung zur Arbeit ist die Erholung, in der wir uns der Früchte der Arbeit erfreuen. Wenn wir die Menschen nicht schon kennen lernen könnten in der Art, wie sie ihre Arbeit betreiben, dann könnten

wir sicherlich bis auf den Grund ihrer Seele schauen, wenn wir sie in ihrer Erholung sehen. Wer es in der Arbeit und durch die Arbeit zu einer wirklichen Freude gebracht, wer erhobenen Hauptes, mit klarem Gemüt, mit der Heiterkeit, die der Kraft und der Tat entspringt, aus der Arbeit kommt, in dem klingt und zittert die Freude noch nach, er bedarf daher künstlicher Anreizungen zum Fröhlichsein nicht. Er braucht sich nicht zu „amüsieren“, wie dieses schöne, im Volk der vielen Rentiers geprägte, Wort lautet. Wer aber aus freudloser Arbeit kommt und doch auch ein Herz in der Brust trägt, das nach Freude verlangt, der sucht nach der Arbeit alle möglichen Mittel, das zu ersetzen, was ihm die Arbeit versagt hat. Kluge Spekulanten wissen schon lange, mit wie wenig Freude unzählige junge Männer arbeiten. Sie wissen, daß man den Sklaven der Arbeit nicht Gelegenheiten genug bieten kann, sich zu amüsieren, sie machen sich ja alle bezahlt. Nun laufen unsere Kameraden von einem Amusement zum anderen, sind lustig, schäumen und überschäumen vor Ausgelassenheit, aber mit der Erholung, ja, mit dem eigentlichsten Lebensgenusse, ist es dann vorbei. Das Amusement kostet nicht nur Geld, es kostet vor allem Kraft. Es gedeiht nicht, wie alles unredliche Gut, es ist zu billig erkaufte, und hätten wir Gold dafür gegeben. Es war zu bequem zu haben, und darum schätzten wir es nicht, auch nicht mitten im Genuß. Es war nicht auf unserem

Acker gewachsen, es war überhaupt nichts Gewordenes, sondern ein Gemachtes, ein Künstliches. Es war nicht die Freude selbst, die uns ansah, es war eine Maske der Freude, und als wir wieder an unsere Arbeit gingen, da standen wir noch unter dem Banne dieses Medusenblickes, und unsere Gedanken gingen träger und unsere Muskeln waren schlaffer. Die Erholung, deren wir bedürfen, wie des Essens und des Schlafens, war zu einer Strapaze geworden für Leib und Seele.

Nein, niemals kann Amusement uns die Freude ersetzen; darum nochmals: wir wollen nur die Freude ernten, die als köstliche Frucht auf dem Felde der Arbeit wächst und reift!



Hatten wir vorher schon gesagt, daß der Geschlechtstrieb als eine feindliche Macht an unserem Leibe empfunden werden könne, störender, feindlicher wird er nie in unser Leben eingreifen, als während der Arbeit. Wenn er nicht in die ihm gebührenden Schranken zurückgewiesen wird, nistet er in unserer Phantasie und lenkt unsere Gedanken auf steuerlosem Schiff in ein uferloses Meer. Da die Gedankenwelt in so inniger Beziehung steht mit unserem physischen Empfinden, da besonders sexuell beherrschtes Denken die Sinne und die Sinnlichkeit reizt, die Sinne wieder die Gedanken befruchten, so würde bei müdem

Gewährenlassen dieses sexuelle Gedanken- und Phantasiespiel sich zu einer Gefahr für unsere Persönlichkeit auswachsen und unser inneres und äußeres Vorwärtskommen hemmen. Denn es ist persönliche Kraft, die wir ihm opfern, es sind unwägbare Energien, die wir daran wenden, Kräfte, die der Arbeit verloren gehen müssen, um deren Wert die Arbeit verkürzt, der Arbeiter ärmer wird. Wir wollen nicht einwenden, daß es Arbeit gäbe, die den Gedanken völlig freies Spiel lasse, die so mechanisch sei, daß eine geübte Hand sie mit automatischer Genauigkeit verrichten könne, auch ohne von einem überlegenden Geiste geleitet zu sein. Im allgemeinen haben wir gebildeten jungen Männer andere Arbeit zu tun. Und es sollte niemand zu leugnen versuchen, daß unter der Verwirrung der Leidenschaften, unter der sexuellen Richtung der Gedanken die Arbeit leidet.

Ich bin nicht töricht genug, behaupten zu wollen, daß wir uns auf jeden Fall vor geschlechtlichen Einfällen und Gedanken schützen könnten: aber so alt jenes Bild auch sein mag, so wahr ist es: Wir können nicht verhüten, daß uns die Spatzen über den Kopf fliegen, aber wir können verhüten, daß sie Nester auf unserem Kopfe bauen.

Viele junge Männer meinen, der Geschlechtstrieb werde ihnen bei der Arbeit weniger hinderlich sein, wenn sie ihm nachgeben, indem sie sich entweder der Prostitution bedienen oder ein Verhältnis ein-

gehen. Man bedarf auf diesem Gebiete gewiß keiner Erfahrung, um dennoch mit Recht vom Gegenteile überzeugt zu sein. Geschlechtlicher Umgang mit irgend einem beliebigen Weibe erfüllt die Phantasie mit sexuell gestimmten Bildern, die sich gerade vermöge ihres starken Reizes der Erinnerung unauslöschlich einprägen. Ist es nicht mehr ein bestimmtes Weib, das unsere Erinnerung beschäftigt, so ist es eben das Weib schlechthin als Geschlechtswesen. Es müßte wunderbar zugehen und gegen alle Regeln der Psychologie, wenn aus diesen Erinnerungen nicht ganz von selbst das Verlangen werden sollte, die Gedankenbilder sich in Wirklichkeit verwandeln zu sehen. Während also der ungestillte Geschlechtstrieb, der noch leicht gebändigt werden kann, und zwar um so leichter, als er die ganze Wucht seines Reizes noch nicht entfaltet hat, uns die Arbeit schon zu erschweren vermag, die entfesselte Kraft, die uns mit Erinnerungen füllt, die immer wieder zu Verlangen werden und ein neues Verlangen in uns entzünden, das immer wieder zur Tat drängt, um wieder neue Erinnerungen und anreizende Bilder in uns aufzustapeln, der entfesselte Trieb, — wehe, wenn er losgelassen! Es ist verhältnismäßig leicht, sich vor dem „ersten Male“ zu hüten, aber recht schwer, mit gewohntem Geschlechtsumgang zu brechen, mit dem Wust schwüler Erinnerungen aufzuräumen und den Schmutz geiler Bilder auszufegen. Es bedarf großer

Willensanstrengungen, um diese verhängnisvolle Störung der Arbeit auch dann noch zu überwinden. Aber auch das ist möglich, und muß möglich sein!

Oder ist es überhaupt keine Störung, keine Verminderung des Arbeitswertes, keine Verkürzung der Arbeitsfreude, wenn der Geschlechtstrieb uns während der Arbeit, gerade wenn wir aller unserer Kräfte bedürfen, in seine glühenden Ketten schlägt? Keine Störung? Wer das im Ernste behaupten will, der hat noch nie den Versuch gemacht, der Geschlechtslust Herr zu werden und, ohne an dieser Kette zu schleppen, zu arbeiten; der weiß nicht, wessen ein reiner Mensch fähig ist, der die Kraft seines Leibes und seines Geistes unter seinen Willen beugt.

Aber ist denn nicht der Ehemann, der die Gelegenheit zu geschlechtlichem Genuß hat, in derselben Verdammnis? Wird nicht auch seine Phantasie fort und fort belastet? Werden ihm nicht durch die Ausübung des Beischlafs Kräfte entzogen, die er ebenso gut besser gebrauchen könnte, ebenso wie der unverheiratete Mann, der weiblichen Umgang aufsucht? Nein! — Wer verheiratet ist und in seiner Frau mehr sieht als nur das Werkzeug seiner Lust, der wird ohne weiteres sagen, daß dieser Vergleich verkehrt ist. Schon die viel freiere, natürliche Art des Geschlechtsumganges in der anständigen Ehe, das Fehlen alles Unreinen, Pikanten, die gegenseitige Achtung, die Ehegatten voreinander bewahren, und vor allem der

Ernst kommender Elternschaft, der mit dem ehelichen Beischlaf verbunden ist, das alles schließt es völlig aus, daß ein anständiger Mann von sexuellen Phantasien aus seinem Eheleben in seiner Arbeit gestört wird. Wo es doch geschieht, da sollte der Arzt zu Rate gezogen werden, ob nicht die Nerven einer gründlichen Auffrischung bedürfen.

Darum rufen wir wieder den Willen auf, der mit einem starken Entschluß den Kampf gegen das ungebührliche Eingreifen des Geschlechtstriebes in unsere Arbeit eröffnen muß. Je ernster wir unsere Arbeit nehmen, je enger sich unsere Gedanken um das scharen, was gerade jetzt ihre Aufgabe ist, je mehr wir sie erfüllen mit reinem, edlen Stoff, um so weniger wird das Unreine Raum finden. Der Wille zur Arbeit, deren Frucht uns Freude sein soll, ist ein Teil des Willens zur Reinheit, auf dem unsere Ehre beruht.

Aber — —! Wo wäre jemals ein großes Ziel gesteckt und eine harte Pflicht erkannt worden, ohne daß wir Ausflüchte gesucht und zahllose „Aber“ dem ehernen „Du sollst“ entgegen geschleudert hätten!

Aber — wir sind ja umgeben von tausend Anreizungen, die den Geschlechtstrieb wecken, jagen, aufpeitschen; unzähligen Dingen, die uns rasend machen können, und wir sollen zwischen ihnen hindurchgehen, ohne sie zu beachten, oder von ihnen berührt zu werden? Ich würde dieses „Aber“ nicht so kühl abfertigen, wenn ich es nicht selbst versucht und

seine Haltlosigkeit erprobt hätte. Und ich sage: Die Anreizungen, die wir nennen könnten, sind Dinge, die außerhalb unserer Persönlichkeit liegen, und nichts, aber auch gar nichts zwingt uns, uns um sie zu kümmern. Wer nötigt uns denn, die Straßen der Stadt aufzusuchen, in denen die Bordelle liegen? Kümmere dich nicht um die Bordelle und gewöhne dich daran, sie als nicht vorhanden zu betrachten. Sie werden deine Ruhe nicht mehr stören.

Dasselbe gilt von den Damenkneipen, in denen Alkohol und Geschlechtslust ihre raffinierten Orgien feiern. Um ein Glas Bier oder eine Flasche Wein zu trinken, finden wir doch wirklich tausend andere, billigere und bessere Gelegenheiten. Wenn das Unwesen der Restaurationen mit jener Art weiblicher Bedienung immer mehr um sich greift, weder die Wirte, noch die Kellnerinnen, noch auch schwächliche Stadtverwaltungen sind zunächst daran schuld, sondern wir jungen Männer, die wir diese Lokale besuchen, und auf deren Geld und Dummheit spekuliert wird. Gehen wir doch nicht hinein! Dann werden sie unsere Phantasie nicht mehr beschäftigen, unsere Arbeit nicht mehr stören, und es wird sich herausstellen, daß sie nie ein Bedürfnis gewesen sind. Bei Ausbruch des Krieges waren in Berlin und in anderen Städten die Animierkneipen mit einem Federstrich abgeschafft. Der beste Beweis dafür, daß man sie in ernster Zeit für eine überflüssige Gefahr hielt. Was da vielleicht

an Existenzen geschädigt wurde, ist auf der anderen Seite reichlich an Kräften erhalten worden. Die ernste Zeit ist mit dem Friedensschluß für uns nicht vorüber. Hoffentlich ist dann keine Behörde so zimperlich, die Wiedereröffnung dieser Räuberhöhlen zu gestatten.

Dann gibt's unzählige Arten von Büchern und Bildern, die, ohne unzüchtig zu sein, „unzüchtig“ in dem Sinne, wie das Gesetz es auffaßt, doch unsere Sinnlichkeit erregen und vielen die Veranlassung werden, geschlechtlichen Verkehr aufzusuchen. [Wie andererseits eine törichte Polizei manches für unsittlich erklärt, was dem Reinen rein sein muß!] Zugestanden! Aber was gehen mich denn jene Bücher und Bilder an? Muß ich denn meine Zigarren nur in den Geschäften kaufen, in denen mir pikante Dinge angeboten werden? Die geschlechtlichen Anreizungen, die von solchen Dingen ausgehen, umgeben mich ja von allen Seiten, aber doch muß ich sie erst aufsuchen, wenn sie auf mich wirken sollen. Darum, nicht alle die genannten Dinge, sondern ich selbst bin es, der ich mir den Kampf erschwere.

Einen breiten Raum unter den Momenten, die mit uns um die Herrschaft über den Geschlechtstrieb kämpfen, nimmt das Variété-Theater ein. Nicht nur, daß sich in den meisten Variétés die Damen der Halbwelt treffen oder gleichsam sich ausstellen zur Auswahl für die Männerwelt, das ganze Gemisch von

Tabaksqualm und Alkoholgeruch, Patschuli und Kölnisch Wasser, dazu die weiblichen Darsteller, deren Kunst zum großen Teil nicht etwa in gutem Gesang oder dergleichen, sondern darin besteht, zu zeigen, mit wie wenig Bekleidung der Mensch auskommen kann, dieses fortwährende Balancieren der Humoresken und Couplets auf der messerscharfen Grenze zwischen halb und schlecht verhüllter Lüsternheit und offener Gemeinheit, dieses armselige Witzeln, das sich fortwährend um das Geschlechtliche herum bewegt, kurz, das, was heutzutage ein Variété-Theater zugkräftig macht und ihm vor allem die junge Männerwelt zuführt, ist ohne Frage ein starker Feind in unserem Kampfe um die Reinheit. Ich halte es einfach für ausgeschlossen, daß Versuche, eine Hebung des Variété-Theaters herbeizuführen, von irgend welchem Erfolg sind, solange das Publikum dasselbe bleibt, das es heute ist. Die Leiter derartiger „Kunstanstalten“ sind meist recht gute Geschäftsleute, deren Geschmack und Moral sich ganz nach dem Geschmack und der Moral ihres Publikums richten. Gehen wir nicht mehr hin, dann ist die Frage des Variétés für uns gelöst! Im guten Theater warten unser bessere Freuden. Es ist ein jammervolles Zeichen für den Stumpsinn weiter Kreise, wenn die Variétés jeden Abend überfüllt sind, während gute Theater hart um ihre Existenz kämpfen müssen. Zwar gebe ich zu, daß es unter den Variétés bessere und schlechtere gibt. Aber der

besseren sind wenige und die zwischen geschmackvollem Anstand und offener Gemeinheit schillernden sind die schlimmsten. In ihnen wird die Phantasie nicht ausgefüllt, sondern angeregt, aufgeregt, aufgepeitscht. Die Anspielung und die Zote ringen miteinander um die Herrschaft. Wir sollten uns doch darauf besinnen, daß eine Zote wirklich noch kein Witz ist. Der Ästhetiker Friedrich Vischer sagt in seinem Roman „Auch Einer“ in seiner schönen, derben Art: „Wie ekeln mich die Kerle an, die meinen, es sei an sich schon witzig, wenn man dies oder jenes auf das Geschlechtliche bezieht. Dann das Augenzwinkern, Zunicken: weißt, wir verstehen, wir kennen das, dann das stinkige Bocksgelächter! Das Geschlechtsleben ist an sich ehrwürdig, heilig. Das Geschlechtliche steht also in keinem Kontrast zum rein Spirituellen in der Liebe, der tiefste Geist kann so Tiefes nicht erfinden, wie das Wunder der Zeugung. Natürlich jedoch müssen Beleuchtungsmomente eintreten, wo scharfes Kontrastieren entsteht. Höchsten ethischen Zwecken und Gefühlen gegenüber fällt auf das Sexuelle das Schlaglicht des Tierischen, ja Mechanischen. Man hat über diesen Kontrast gelacht, solange die Welt steht, auch das reinste Weib. Gut, dann lacht. Sucht es aber nicht, macht nicht Jagd nach solchen Beziehungen, meint nicht, es sei schon witzig, anzudeuten, daß euch der Geschlechtstrieb in seiner Lust bekannt sei. Das ist

ja Kot! Das heißt ja, sich freuen, Tier zu sein, unter dem Tier, das Tier reißt keine Zoten!“

Soviel ich sehe, gibt es nur eine geschlechtliche Anreizung, der wir wirklich schwer ganz aus dem Wege gehen können: die Prostituierte, die auf den Straßen umherläuft. Aber ich glaube, je mehr wir den sehr wohl vermeidbaren sexuellen Anreizungen aus dem Wege gehen, um so gefahrloser wird diese unvermeidliche für uns werden. Und wenn sie uns doch stört, das heißt lockt, dann bieten wir die höchsten Empfindungen in uns auf, deren wir fähig sind: Fühlen wir etwas mit von der Verachtung, der sich jene unglücklichen Mädchen preisgeben! Glauben wir daran, daß in den Erniedrigten noch etwas ist, das nach Aufrichtung verlangt! Dann erwacht eine Art teilnehmenden Mitleids mit der Prostituierten in uns, die uns weit von ihr trennt.

Es ist erstaunlich, welch ein zahlloses Heer von Menschen direkt oder indirekt im Dienste des Sexualtriebes steht. Er ist der Ernährer von Millionen geworden. Was er aber mit der einen Hand gibt, das nimmt er mit der anderen tausendfach. Diese ganze Industrie hat noch keine glückliche Existenz, noch keinen frohen Menschen geschaffen. Es gibt keinen grausameren Arbeitgeber als den Geschlechtstrieb. Wann wird die Zeit kommen, da die Millionen aus der Schande dieser Knechtschaft erlöst und eingereiht werden in die Millionen derer, die, wenn auch beschei-

dene, so doch solide Arbeit tun wollen! Es ist zwecklos, auf eine solche Heldenzeit in unkontrollierbarer Zukunft zu hoffen und zu warten, ohne eine Hand dabei rühren zu wollen. Die Bestrebungen zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, der Kampf gegen unsittliche Literatur und Kunst, strenge Zollwacht über den Import leicht geschürzter französischer Theaterstücke, — das alles mag gut, wenigstens gut gemeint sein; es ist auf jeden Fall wirkungslos. Das wäre mir der rechte Arzt, der mit einem Ausschlag nichts anderes anzufangen wüßte, als ihn abzukratzen von der Haut, darüber aber vergäße, auf Reinigung, Erneuerung des Blutes zu dringen. So hat man es in England gemacht. Durch Gesetz und Polizei ist alles Anstößige und Anreizende aus der Öffentlichkeit verschwunden bis auf die Prostitution, die sich auf den Straßen drängt. Aber der müßte das englische Volk nicht kennen, der meinen wollte, es sei stärker, reiner als andere Völker.

Die ganze sexuelle Industrie ist entstanden, weil sich ihr ein breites Absatzfeld auftat, sie wird Konkurs anmelden, wenn sich ihr der Markt verschließt. Darum sage ich, laßt uns junge Männer aufhören, dieser Industrie der Schande Agenten zu sein! Wenn wir Freude und Kraft zur Arbeit, wenn wir die Geschlossenheit unseres Wesens uns retten und wertvolle Früchte der Arbeit ernten, vorwärts kommen wollen, wenn wir später in einer rechten Ehe das gesunde Glück unseres Lebens gewinnen und ein Alter er-

reichen wollen, über dem noch eine Sonne scheint, dann versagen wir jener feilen Industrie unsere Kundenschaft, beachten sie nicht, verachten sie!

Weg mit all dem wüsten Zeug, das uns den Sinn verwirrt und unsere Leidenschaften durcheinanderwirbelte! Wir wollen uns trainieren, denn es gilt einen Kampf um die Weltmeisterschaft. Wille und Arbeit sollen einen Bund machen zu Schutz und Trutz, und wir wollen dahin kommen, daß die unvermeidlichen geschlechtlichen Anreizungen uns nur noch von außen berühren, in das Innerste, in dem unser Wille und unsere Impulse geboren werden, aber nicht mehr eindringen.

Man hat von manchem gehört, der in die Großstadt gegangen ist, um die Großstadt zu studieren, und er hat die Spuren dieses Studiums jahrelang, lebenslang an seinem Leibe getragen. Ich weiß aber auch von einem, der die Großstadt studierte. Er war ein feiner, schöner Mann, aber er hatte seinen Leib und seine Seele rein gehalten. In einem weltbekannten Café setzte sich eine Halbweltdame neben ihn. Sie eröffnete auf die hergebrachte Weise ein Gespräch mit ihrem Nachbar und suchte ihn zu überreden, ihr in ihre Wohnung zu folgen. Der junge Mann mochte ihr ansehen, daß sie einst bessere Tage erlebt, und anstatt der Schuld jener Unglücklichen neue Schuld hinzuzufügen, anstatt die Gesunkene noch tiefer in den Staub zu treten, sprach er zu ihr aus reinem, warmem

Herzen von Reinheit und Frauenstolz, von Frauenwürde und Mannesliebe. Da fing sie bitterlich an zu weinen und lief schluchzend hinaus. Für diesen Abend war ihr die Lust zu ihrem Gewerbe vergangen. Ob sie sich ganz aufgerichtet und ihre Würde wiedergefunden hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß, wie Frauenreinheit auf unreine Männer, so auch die Reinheit des Mannes auf das entartete Weib läuternd, reinigend wirkt. Mag der Vorgang in jenem Halbweltcafé eine Ausnahme sein, Ausnahmen sind immerhin Möglichkeiten, und wenn es wahr ist, daß wir Männer das stärkere Geschlecht sind, warum sollen wir nicht auch darin unsere Überlegenheit beweisen, daß wir die Hand dazu bieten, dem gefallenem schwächeren Teile wieder aufzuhelfen? Wir brauchen dazu wahrhaftig keine Gelegenheiten aufzusuchen, wir brauchen nur rein zu sein und unsere Reinheit zu hüten wie ein Krongut, das von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden soll.



Nicht meine ich, daß wir prüde werden sollen. Das werdet Ihr mir nicht zutrauen! Ich schwärme durchaus nicht dafür, daß man irgendwelche Gesetze über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, auch nicht der Kunst, formuliere. Wenn die Kunst frivol wird, dann ist es ja ihr eigener Schade, wir kümmern uns nicht mehr um sie. Ich weiß wohl, daß der nackte

menschliche Körper ein Gebiet ist, auf dem die Kunst fort und fort weiter arbeiten muß. Und ich will mit jener mönchischen Reinheit nichts zu tun haben, die die Nacktheit schilt, denn mir ist die Nacktheit natürlich, und darum unantastbar. Die Reinheit, die ich will, sollte nicht nur das steinerne oder gemalte Nackte sehen können, ohne im reinen, natürlichen Kunstgenusse gestört zu werden; der wirklich Reine müßte eigentlich auch edle, lebendige Nacktheit selbst mit Freuden sehen können, ohne daß die Gier in ihm erwacht und er anderes sieht als Natürliches und Schönes.

Aber ich weiß sehr wohl, daß wir heutzutage in unserer Stellung der Nacktheit gegenüber noch in großer Unsicherheit sind. Während auf der einen Seite das Nackte als unrein verabscheut wird, wird es von anderer Seite meist mit spekulativer Absicht fast aufdringlich und äußerst geschmacklos hervorge-
drängt, als könne sich unsere Denkweise mit einem Schlage zu einem rein ästhetischen Anschauen des Nackten bekehren. Dieses Ziel erscheint mir unbedingt erstrebenswert, aber eben — als Ziel, das wir erst nach langer, vielleicht jahrhundertelanger, mühsamer Wanderung erreichen werden. Wir jungen Männer müssen der Frauenwelt gegenüber erst innerlich eine ganz andere Stellung einnehmen lernen, ehe wir weibliche Nacktheit anschauen können, ohne das Weib mit unserem Blick zu beleidigen. Frauen-

schönheit muß uns erst umgeben wie mit einer Andacht, so daß wir sie bewundernd verehren, sie muß unsere Sinne erst bändigen, dann erst dürfen wir sie straflos auch ohne Hülle sehen. Dazu aber bedürfen wir noch einer langen Selbsterziehung, bedarf das Weib der zunehmenden Gewißheit, daß seine Schönheit uns heilig sei. Dann wirkt unsere Selbstzucht auf das Weib zurück, es legt die Reste der von uns ihm anezogenen Spielerei mit seinen Reizen ab, und die Geschlechter stehen einander gegenüber in reiner, natürlicher Freude an ihrer Schönheit.

Aber ich betone noch einmal: Es wolle keiner das Ziel, der nicht auch den Weg gewollt hat und tatsächlich gegangen ist.



Auf die Anreizungen des Geschlechtstriebes waren wir gekommen, weil sie die uns so nötige Erholung von der Arbeit nicht zu einer Erholung werden lassen, sondern im Gegenteil, unsere Phantasie belasten und uns Kräfte entziehen, deren wir für unsere Arbeit bedürfen. Worin soll denn nun aber unsere Erholung bestehen?

Ich hatte gesagt, daß die Arbeit uns aus der Sphäre des Unbekannten, Allgemeinen herausnimmt, uns in den Rahmen einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Kulturstufe hineinstellt und dem allgemein

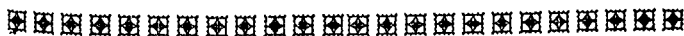
Menschlichen in uns Form und Festigkeit gibt. Ist das der Fall, so muß die Erholung, das Gegenteil der Arbeit, im Gegenteil bestehen, also darin, daß sie uns auf dem weiten, nie abgebauten Felde des allgemein Menschlichen findet. Dann klaffen Arbeit und Erholung nicht auseinander wie unversöhnliche Gegensätze, dann sehen wir in der Arbeit nicht so ganz anders aus, wie in den Stunden der Erholung, sondern wir erreichen auch hierin eine schöne Harmonie, die der Bildung unseres Charakters zugute kommt. Das Einzelne, das wir in der Arbeit zu überwinden haben, so unscheinbar es auch sein mag, ist immer eine Stufe zu einem höheren Einzelnen, und führt schließlich aus seiner eigenen Enge von selbst in die unbeschränkte Weite des Allgemeinen. Je treuer und besser wir das Einzelne vollbringen, um so klarer und gründlicher wird unser Verständnis für das Allgemeine sein. Und das Allgemeine, je freundlicher es uns seine Geheimnisse erschließt, um so mehr fordert es uns auf, dem Einzelnen uns hinzugeben, damit wir durch das Einzelne organisch dem Großen, dem Ganzen entgegenreifen. Für die Erholung rate ich also Beschäftigung mit dem allgemein Menschlichen. Die gründlichste Art dieser Beschäftigung ist der Verkehr mit Menschen, freundschaftlicher Verkehr, in dem Vertrauen mit Vertrauen vergolten wird, Verkehr, in dem der Wert der Persönlichkeit anerkannt und heilig gehalten wird. In

welcher Weise dieser Verkehr sich gestalten soll, darüber lassen sich natürlich keine Ratschläge erteilen.

Je nach der Art der Arbeit muß auch die äußere Form der Erholung eine verschiedene sein. Zwingt uns unsere Berufsarbeit, tagaus tagein stillzusitzen, so werden wir in der Erholung Bewegung suchen; müssen wir in der Arbeit in freier Luft sein bei Sonnenschein und Regen, bei Hitze und Frost, so werden wir uns Erholung nur denken können verbunden mit einem Stillsitzen unter einem schützenden Dach. Ist die Arbeit mechanischer Art, so werden wir in der Erholung den Geist vernünftig beschäftigen; ist das Gehirn von früh bis spät in angespannter Tätigkeit, so wird selbst Holzsägen oder Holzhacken schon eine willkommene Erholung sein. Nur, daß die Erholung nicht, statt neue Kräfte zu sammeln, die übrig gebliebenen verzehrt! Wir können leicht die Probe machen. Wenn wir am Morgen mit fröhlichem Mut, mit klarem Kopf, mit sicherer Hand an unsere Arbeit gehen, dann können wir sicher sein, daß unsere Erholung rechter Art war. Solange das nicht der Fall ist, wollen wir die Art unserer Erholung revidieren und von Grund aus ändern, bis wir nach der Erholung fröhlich sind in unserer Arbeit.

Wer die Kraft dazu hat, der soll neben seiner Berufsarbeit eine Erholungsarbeit sich schaffen. Ein Staatsmann, dessen Zeit besetzt war mit ernster, verantwortungsvoller Arbeit, hat in seinen Mußestunden

wertvolle Studien über die homerischen Gesänge gemacht. Ein anderer hat in seiner freien Zeit Religionsphilosophie studiert und religionsphilosophische Bücher geschrieben. Das war ihnen Erholung. Nicht nur, weil die Art dieser Beschäftigung eine andere war, als ihre Berufsarbeit, auch nicht nur, weil sie sich den Luxus einer Liebhaberei gönnen wollten, sondern weil sie nach der Last und Mühe des Politisierens das Menschheitsideal suchen, in die Flut des Allgemeinen, des Menschlichen eintauchen mußten, um dann neu gestärkt ihr Einzelwerk wieder anzugreifen. So sollten auch wir uns, wenn irgend möglich, eine Herz und Gemüt befriedigende Nebenbeschäftigung schaffen, die wir mit Ernst und Liebe betreiben, dann brauchen wir die zerstreunden, nervenzerreibenden Freuden des Amusements nicht mehr, und wenn wir einmal an ihnen teilnehmen, dann können sie uns nicht mehr schaden. Sie können auch den Geschlechtstrieb bei uns nicht mehr so aufpeitschen, daß er jedesmal wild aus seinen Ufern schäumt. Wir bleiben seiner Herr, und alle ersparte Kraft und alle gewonnene Freudigkeit verwenden wir an die Arbeit, die unser Teil ist. Wir kommen äußerlich vorwärts, aber das äußere Gedeihen ist nur ein Zeichen und ein Ausdruck innerlichen Wachstums. Und dann sollten wir nicht fröhlich sein in unserer Arbeit?



DIE GESUNDHEIT

*Es geht ein Schrei nach Gesundheit
durch die durchseuchte Welt! Lhotzky.*

Und abermals, unser Wille bedarf der Hilfe, und wir können ihm zu Hilfe kommen. Es darf sich nicht wie eine ewige Krankheit von einem Geschlecht zum anderen vererben: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Wie der Geist, der Wille der Erziehung bedarf, wenn er seine Meisterschaft über den Körper mit Sicherheit ausüben soll, so muß auch der Leib in die rechte Verfassung gebracht werden, damit er dem Geiste gehorche. Der beste Reiter wird mit einem wilden Prärieferde nichts anzufangen wissen.

Es hat Leute gegeben, und es leben ihrer heute noch, die den Leib an sich für etwas Sündiges, Gemeines hielten. Sie wollten ihn daher durch Askese abtöten. Aber sie haben dabei die Erfahrung gemacht, daß der in der Askese mißhandelte Leib dem Geiste nicht folgsamer wird. Die größten „Heiligen“

haben die größten geschlechtlichen Anfechtungen erlebt. Askese als Prinzip ist Unnatur, die sich rächt.

Gegenwärtig scheint mir die Gefahr auf der anderen Seite zu liegen. Der Körper wird in seiner Bedeutung überschätzt. Man füttert und trinkt ihn mit dem Besten, man schützt ihn vor allen Einflüssen der rauhen Luft; man doktert und kurt an ihm herum, man versucht gegen oft kleinliche Leiden heute dieses, morgen jenes Mittel, fragt einen Arzt nach dem anderen um Rat, ja wahrhaftig, es gibt Menschen, deren ganze Arbeit und Krankheit in der Sorge um ihren Leib besteht. Man möchte ihnen den Rat geben, kümmert euch nicht mehr um euren Leib! Aber sie werden ihn nicht befolgen, denn er ist zu billig. Das kostbare Gut der Gesundheit, das man sich auf leichte und bequeme Weise erhalten könnte, ist schon, wer weiß wie oft! dem Götzen des Mammon geopfert worden. Mancher stirbt nicht an seiner Krankheit, sondern an seinen Kuren.

Wir müssen unserem Körper gegenüber die rechte, natürliche Stellung zu gewinnen suchen. Unser Leib gehört zu unserer persönlichen Existenz mit derselben Notwendigkeit wie der Geist. Wir können uns ein Leben auf dieser Erde ohne den Besitz eines Leibes nicht vorstellen. Darum hat der Leib, hat jedes seiner Glieder Persönlichkeitswert.

Es kommt uns hier nicht auf eine wissenschaftliche Analyse an, in der wir die Grenzen der Wir-

kungsbereiche von Leib und Geist feststellen wollen, wir wollen vielmehr ein — meinetwegen „moralisches“ — Urteil über den Leib gewinnen. Nach der ganzen Anschauungswelt, in der wir leben, nach der uns das Persönlichkeitsideal als das höchst erstrebenswerte aufgeleuchtet ist, können wir nicht anders urteilen, als daß der Leib unter die Botmäßigkeit des Geistes gehört. Mögen beide einander durchdringen und durchwirken, wie sie wollen, der Geist soll der Herr sein!

Der Leib füllt aber d'e ihm von der Natur angewiesene Stelle noch nicht dadurch aus, daß er gehorsames Organ des Geistes ist; er ist mehr, er ist ein Ausdruck, eine Offenbarung des Geistes. Er charakterisiert in seiner Haltung, in jeder Bewegung, in den Formen, die er annimmt, mit dem Blick seiner Augen den Geist, dem er dient. Er macht das ganze unsichtbare persönliche Leben sichtbar, er ist die Fassade an dem Gebäude unseres Daseins, nein, er ist mehr, er nimmt an dem Leben und Sichbewegen, in den geheimsten Kammern unseres Lebens teil, er legt sich wie eine schwere Last auf die Flügel unseres Geistes, oder er gibt den Flügeln Schwungkraft und erleichtert ihren Flug. Diesen unzertrennlichen Genossen unseres persönlichen Lebens wollen wir nicht gering achten. Wir wollen ihm geben, was sein ist, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Wir wollen ihn lehren, daß er uns zu dienen hat,

und wo er seine Befugnisse überschreitet, da wollen wir ihn in seine Schranken zurückweisen.

Eine gesunde Seele will auch über einen gesunden Leib gebieten.



Die Zusammenfassung aller leiblichen Kräfte ist die Geschlechtskraft. Wir brauchen das Recht ihres Daseins, ihre Würde und hohe Bedeutung nicht mehr zu begründen, wir sagen nur: es ist für den erwachsenen Mann auf die Dauer das Natürliche, daß diese Kraft betätigt wird. Der gegebene Ort für die Ausübung und segensreiche Auswirkung der Geschlechtskraft ist die Ehe. Man mag an der heutigen Form der Ehe und Eheschließung mit Recht vielerlei aussetzen haben, soviel bleibt doch gewiß, daß die Ehe nicht ein willkürliches menschliches Institut ist, das ebenso willkürlich geändert oder aufgehoben werden könnte. Vom Standpunkte der natürlichen Entwicklungsgeschichte aus betrachtet, ist die geschlossene Ehe ein Erbstück aus der Sphäre der höheren Tiere, die in der Freiheit leben. Auch bei ihnen ist nicht nur die Erzeugung von Nachkommenschaft, sondern die Pflicht ihrer Pflege und Aufzucht mit der Vereinigung beider Geschlechter verbunden. Wer also von ungehemmter Freiheit des Geschlechtstriebes als von einem Naturrecht redet, der befindet sich nicht mehr auf

dem Boden der Wissenschaft: „Je intensiver der Geschlechtstrieb, je beseligender seine Befriedigung wird, desto bestimmtere und engere Schranken setzt ihm die Natur, desto höher und heiliger aber auch gestaltet sie die geschlechtliche Verbindung, sie wird zur Liebe, zur Ehe. Beim Menschen gibt nur Liebe und Gegenliebe, nicht aber der Geschlechtstrieb das Recht auf Geschlechtsgenuß. Der monogamische Instinkt ist von der Natur erzüchtet, bricht ihn die Menschheit im ganzen und dauernd wieder, so bricht sie mit ihm zusammen.“ (Professor Heim.)

Ohne Zweifel ist eine naturgemäße Betätigung des Geschlechtstriebes in der Ehe gesund und förderlich. Ich vermute aber, daß viele unter uns jungen Männern sich, was den Geschlechtsverkehr anbetrifft, von der Ehe ganz falsche Vorstellungen machen, als könne da zügellos, nach Laune und augenblicklichem Bedürfnis der Geschlechtstrieb seine Befriedigung fordern. Das ist nicht wahr; und es ist gut, daß es nicht wahr ist.

Zwar werden nicht viele so rigoros sein, wie der Graf Tolstoi, der die Forderung aufstellt, der Beischlaf solle nur mit der bewußten Absicht der Kindererzeugung vollzogen werden. Denn was Tolstoi da verlangt, ist einfach unnatürlich, vielleicht die über-übertreibende Gegenwirkung einer wilden Jugend. Immerhin aber hat die Natur einem unregelmäßigen Geschlechtsverkehr in der Ehe vielerlei Hindernisse in

den Weg gelegt. Die Tage der Menstruation, in denen die Frau ohnehin schonungsbedürftig ist, die ersten Monate der Schwangerschaft, die besonders vor der ersten Geburt der Frau viel zu schaffen machen, die letzten Monate der Schwangerschaft, sowie viele Wochen nach der Geburt weisen sich durch die Zustände der Frau ganz von selbst als Zeiten aus, in denen der Geschlechtsverkehr unterbrochen werden will. Ich weiß sehr wohl, daß er trotzdem in vielen Ehen ausgeübt wird, aber dann ist es fast immer zum Schaden der Frau. Ist die geschlechtliche Vereinigung zwischen Mann und Frau der stärkste Ausdruck der Liebe, stärker und zarter zugleich ist ein freundliches Verzichten von seiten des Mannes, wenn die Natur es ihm als Pflicht auferlegt. Darum sollen unsere Gedanken sich nicht mit der Utopie eines ungehinderten Geschlechtsgenusses in der Ehe gar zu intim befassen; es gibt dann große Enttäuschungen. Mancher Ehemann ist ja auch durch den körperlichen Zustand seiner Frau zu dauernder geschlechtlicher Enthaltbarkeit in der Ehe verurteilt. Ich sage „verurteilt“, denn es ist hart, eine Ehe ohne geschlechtlichen Verkehr führen zu sollen, und doch gibt es Ehemänner genug, die diesen Zustand ertragen, ohne ihre Frauen zu hintergehen.

Auf keinen Fall ist die anständige Ehe ein Tummelplatz der Sinnlichkeit.

Daß der Geschlechtsumgang in der Ehe das

Normale, von der Natur-Gewollte ist, zeigt auch die Statistik, die für die Hagestolze weit höhere Sterblichkeitsziffern aufweist als für die Ehemänner. Niemand, der heute die Verhältnisse in der Männerwelt kennt, wird aber behaupten wollen, daß die Junggesellen an den Folgen ihrer Enthaltbarkeit zugrunde gehen. Ebenso verkehrt wäre es, aus dem höheren Alter der Ehemänner schließen zu wollen, daß die Möglichkeit uneingeschränkter geschlechtlicher Befriedigung sie gesünder und stärker erhalte. Alle Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen vielmehr dafür, daß der geregelte, maßvolle, dazu für Leib und Seele erquickende eheliche Geschlechtsverkehr mit seinen kleinen und großen Unterbrechungen die Manneskraft für ein höheres Alter bewahre.



Nun muß ich von den gesundheitsschädlichen Folgen des außerehelichen Geschlechtsverkehrs sprechen. Nicht um mit der Gefahr der Erkrankung zu schrecken. Wer keine anderen Gründe zur Reinheit hätte als Furcht vor der Syphilis, wäre doch nur ein Feigling. Wir haben — denke ich — stärkere Motive!

Daß bei einem jungen Manne, der sich mit der Prostitution einzulassen pflegt, eine Geschlechtskrankheit — nicht etwa nur wahrscheinlich —, sondern fast sicher ist, sagte ich schon. Es gibt Ausnahmen.

Wie selten sie sind, das ist wohl uns allen bekannt genug. Kaum bekannt aber scheint die Tatsache zu sein, daß diese Krankheiten trotz der unter oft langwierigen Kuren erzielten „Heilungen“ nach Jahren, ja nach Jahrzehnten noch das Glück einer Ehe einfach zerstören und Frau und Kind — man kann wohl sagen — verderben können. Das eben unterscheidet diese Krankheiten von andern, daß man sicher glauben kann, sie seien geheilt, während sie vielleicht nur gleichsam „zurückgetreten“ sind. Wer in die Hartnäckigkeit dieser Krankheiten einmal Einblicke getan hat, den wundert es nicht mehr, daß so manche blühende Frau nach kurzer Ehe jahre- oder jahrzehntelangem Siechtum verfällt, daß an so vielen Kindern — wie jenes uralte Wort sagt — die Sünden der Väter heimgesucht werden!

Aus diesen Tatsachen, die auszumalen ich verzichten will, resultiert eine Verantwortlichkeit für das voreheliche Leben des Mannes, die ungeheuer ist. Von der Selbstbeherrschung einer einzigen Stunde hängt da — wie oft! — das spätere Lebensglück, ja das Leben, ganzer Familien ab! Jedenfalls aber — es ist ja leider nötig, diesen Rat hier zu geben — soll jeder, der sich geschlechtlich infiziert haben sollte, sofort einen gewissenhaften Arzt aufsuchen und dessen Vorschriften auf das genaueste befolgen,

denn es steht Gesundheit und Leben, Glück und alles auf dem Spiel!

Wer also auch nur den leisesten Verdacht hat, er habe sich geschlechtlich angesteckt, soll — ich wiederhole es — sofort zu einem Arzt und zwar zu einem Spezialarzt gehen. Die wissenschaftliche Ausbildung der guten Spezialärzte auf dem Gebiete der Geschlechts-Krankheiten ist auf einer Höhe angelangt, die es ihnen ermöglicht, bei sofortiger Inanspruchnahme zu helfen. Voraussetzung für eine erfolgreiche Kur ist natürlich außerdem noch die, daß der Arzt die persönliche Gewissenhaftigkeit besitzt, jeden Kranken so zu behandeln, als ob es der einzige wäre, für den er verantwortlich ist. Wo man das Fehlen dieser Gewissenhaftigkeit merkt, ist sofortiger Arztwechsel das Gebotene.

Laßt euch um Gottes willen nicht von leichtfertigen Kameraden einreden, so eine Jugendkrankheit sei nicht der Rede wert. Ich versichere euch, ich habe mehr als einen jungen Mann gesehen, der solche Frivolität mit seinem Lebensmut bezahlt hatte; ich weiß von mehr als einer unglücklichen Frau, die an der „harmlosen“ Jugendkrankheit ihres Gatten dahinsieht. Ihr könnt es nie ernst genug nehmen mit der Wiedererlangung eurer Gesundheit.

Ist übrigens nicht schon das Vorhandensein der Geschlechtskrankheiten mit ihren furchtbaren Folgen an sich ein lauter Protest der Natur gegen den außer-

ehelichen Geschlechtsverkehr? Sie wehrt sich gegen die Vergewaltigung, die man ihr antut, sie kämpft für ihr Recht. Da ist es wahrhaftig vornehmer, ihr unleugbares Recht zuzugestehen, als sich aus Leichtsinne oder aus Trotz von ihr besiegen, vernichten zu lassen.

Es gibt allerdings allerlei Mittel, die gegen venereische Ansteckung schützen sollen. Ich kenne sie aus den Büchern der Gelehrten, die auch eine genaue Gebrauchsanweisung jener Schutzvorrichtungen geben. Ich muß sagen, daß mich ein ästhetischer Ekel erfaßte, als ich von diesen Überzügen und dergleichen las. Ich stellte mir einen männlichen Körper vor, vielleicht meinen eigenen, dachte an die unaussprechlichen Manipulationen, die vorgenommen werden sollen, und ich habe mich geschämt, daß unser Leib so erniedrigt werden soll.

Es gibt nur ein einziges sicheres Mittel gegen geschlechtliche Ansteckung, das ist geschlechtliche Enthaltensamkeit. Wer aber freilich seine eigene und fremde Persönlichkeiten überhaupt einmal so weit erniedrigt, — und eine Erniedrigung ist es! — daß er sich der Dirne oder des „Verhältnisses“ bedient, der soll dann aus hygienischen Gründen die weitere Erniedrigung auf sich nehmen und sich der Schutzhüllen bedienen. Es wird ja behauptet, daß sie die Ansteckungsgefahr immerhin wesentlich herabmindere.

Als Student wohnte ich einmal einer studentischen Versammlung bei, in der auch die Rede auf Geschlechtskrankheiten kam. Es war gesagt worden, Geschlechtskrankheiten seien entehrend. Da erhob sich ein älterer Student und behauptete in näselndem Tone mit einem müden Ausdruck in seinem gelben Gesicht, es sei doch eine veraltete Schulmeinung, Geschlechtskrankheiten für entehrend zu halten. Gleich sprang ein frischer, blühender Mensch auf und sagte ruhig aber bestimmt, er wünsche die Äußerungen des Vorredners als dessen Privatmeinung festzunageln, damit es nicht den Anschein erwecke, als ob die ganze Versammlung, die Vertreterschaft einer Universität, seine Meinung teile. „Für mich wäre eine Geschlechtskrankheit entehrend!“ Und wahrhaftig, man brauchte die beiden nur nebeneinander zu sehen, sie hatten beide die Wahrheit gesprochen. Ein tausendfach durch den Schmutz und Schlamm der Gemeinheit gezogener Leib wird schließlich durch einen Tripper oder eine Syphilis kaum noch entehrt. Wer seinen Körper rein erhalten hat, dem sind sie Schande.

Also unbedingte Vermeidung außerehelichen Geschlechtsverkehrs! Das ist das Ziel, das Ideal, das uns vorschwebt und zwar ein erreichbares, ein greifbares Ideal.



Daß Enthaltbarkeit gesundheitsschädlich sei, ist ein nun doch wirklich schon alt gewordener ABERGLAUBE. Diesem Aberglauben widerspricht heute einstimmig die gesamte Fachwissenschaft. Und die kleinen körperlichen Belästigungen, die etwa aus der Enthaltbarkeit entspringen mögen, verdienen gegenüber den fast sicheren Folgen des Umgangs mit der Prostitution wohl nicht genannt zu werden! Ich führe einige der anerkanntesten medizinischen Autoritäten wörtlich an, um zu zeigen, daß es ein starker einstimmiger Chor der führenden Vertreter der Wissenschaft ist, der die Gefahrlosigkeit der geschlechtlichen Enthaltbarkeit vertritt. Es sind nicht „öde Moralisten“, die hier zu Worte kommen, sondern Männer mit reicher, praktischer Erfahrung, deren Hauptinteresse die Gesundheit ist.

Professor Oesterlen schreibt in seinem „Handbuch der Hygiene“: „Für manche, welche ihrem Gewissen auch hier allerhand Hintertüren offen zu halten geneigt sind, mag die Tatsache von Bedeutung sein, daß ein Keuschbleiben, ein Bändigen des Tieres in seiner Brunst noch keinem großen Schaden gebracht hat, jedenfalls zehnmal weniger als ein zu früher und übermäßiger oder außerehelicher Geschlechtsverkehr, sobald nur jenes erstere von seinem eigenen freien Willen ausging, nicht bloß durch äußeren Zwang, durch Disziplin, Ordensregeln usw. ihm auferlegt wurde. Und dies gilt ganz

besonders für den jungen Mann, welcher erfahrungsmäßig jeder Lockung ungleich leichter unterliegt als das Mädchen. Wie bei allen Schwächen meide man vor allem den ersten Schritt, denn leichter ist es, dem ersten Gelüste zu widerstehen, als wenn man einmal vom Baum gekostet hat. Auch mag dies manchem um so eher gelingen, wenn er bedenkt, daß es nichts Großes ist, das zu tun, was jeder Rüpel, jedes Tier mindestens ebensogut kann, daß die Größe des Menschen vielmehr auch hier in Selbstzähmung und strenger Sittlichkeit besteht. Hat man aber einmal der Versuchung nicht widerstehen können, so verzweifle man nicht, — eine Schwäche anderer Art, welcher gerade bessere Naturen am leichtesten verfallen. Man rufe sich das Beispiel anderer, oft noch besserer auch in dieser Beziehung zu Hilfe und bedenke, daß es nie zu spät ist zur Umkehr, zur Besserung, sobald man nur ernstlich will, und daß auch hier der erste Schritt der schwerste ist. Man traue sich denselben zu, und es wird, es muß gehen.“

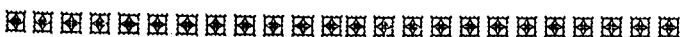
In seiner „*Neuropathia sexualis virorum*“ bestreitet Professor Eulenburg, „daß schon irgend jemand, bei sonst vernünftiger Lebensweise durch geschlechtliche Abstinenz allein krank, speziell neurasthenisch oder sexual-neurasthenisch geworden ist. Er halte diese immer wiederkehrenden, phrasenreichen Behauptungen für völlig leeres und nichts-

sagendes Gerede, wobei es sich nur um gedankenloses Miteinstimmen in den allgemeinen Chorus oder, noch schlimmer, um ein bewußtes Kniebeugen vor dem mächtigen, allverehrten und überdies so bequem anzubetenden Götzen Vorurteil handelt. Ein Ankämpfen gegen dieses Vorurteil ist aber geboten und bildet eine würdigere Aufgabe der Ärzte als das Mithelfen an den Irrwegen staatlicher Regelung und Beschützung der Prostitution. Beides steht in einem fatalen Zusammenhange, denn eben jene im Laienpublikum außerordentlich beliebte und leider auch (wenigstens früher) von (gewissen!!) Ärzten laut oder stillschweigend gebilligte Meinung von der unbedingten Schädlichkeit geschlechtlicher Abstinenz wirkt zumal auf die heranwachsende Jugend in hohem Grade verderblich; sie treibt diese dem illegitimen Geschlechtsverkehr, d. h. im wesentlichen der Prostitution geradezu in die Arme. Man kann also gar nicht laut und häufig genug dagegen opponieren. — Veranlassung oder wenigstens Vorwand für die populäre Meinung über diesen Gegenstand bietet bekanntlich der Umstand, daß bei Jünglingen und Männern, die geschlechtlich abstinent leben, sogenannte physiologische Pollutionen in größeren oder kleineren Zwischenräumen einzutreten pflegen. Allein jeder Arzt weiß, daß diese während des Schlafes in meist erotischem Traumzustande erfolgenden Samenergüsse, wenn sie ein

gewisses Maß nicht überschreiten, keineswegs als krankhafte Vorgänge zu betrachten, namentlich nicht mit Spermatorrhoe und ähnlichen Zuständen auf eine Stufe zu stellen sind, da sie irgendwelche gesundheitsschädigenden Rückwirkungen auf den gesamten Organismus nicht ausüben.“

In allerletzter Zeit sagt Professor Forel, der bekannte Züricher Nervenarzt in seinem Buch: „Die sexuelle Frage“ über diesen Gegenstand: „Im normalen Zustand eines normalen Durchschnittsjünglings, der sowohl geistig, als besonders körperlich tüchtig arbeitet und sich der künstlichen Reize, vor allem aber künstlicher, den Willen und die Besonnenheit lähmender narkotischer Mittel, wie namentlich des Alkohols enthält, ist die Kontinenz, das heißt, die sexuelle Enthaltung durchaus nicht undurchführbar. Sie wird in der Regel [allerdings erst bei ganz vollendeter Reife, oft nach dem 20. Lebensjahr] durch nächtliche Samenentleerungen mit entsprechenden Träumen erleichtert; die Gesundheit leidet keineswegs darunter.“ Das Zeugnis eines so erfahrenen Mannes wie Forel wiegt schwer, und es gibt zu denken, wenn er fortfährt: „Nie habe ich eine durch Keuschheit entstandene Psychose (Geisteskrankheit), wohl aber zahllose solche gesehen, die die Folge von Syphilis und Exzessen aller Art waren. Wir müssen im übrigen dabei bleiben, daß für den

jungen Mann bis zu seiner Verehelichung die Keuschheit nicht nur ethisch und ästhetisch, sondern auch der Prostitution gegenüber hygienisch das Zuträglichste ist.“



Über die Pollutionen, vor denen sich mancher, weil er meint, sie seien ungesund —, fürchtet und dann wohl gar, um ihnen aus dem Wege zu gehen, die Prostitution aufsucht, sagt Professor Dr. Wyss in Zürich: „Was die Pollutionen betrifft, so versteht man darunter im Schlafe oder Halbschlafe erfolgende unwillkürliche Samenentleerungen, während welcher der davon Heimgesuchte meistens aufwacht. Solche Entleerungen finden wohl ab und zu bei jedem Manne etwa statt und haben selbstverständlich keine weiteren übeln Folgen. Sie sind meist von widerwärtigen Empfindungen begleitet; oft auch von solchen gefolgt, zumal dann, wenn sie sich öfter einstellen, oder wenn der davon Geplagte, reizbarer oder schwächerer Natur ist: Mattigkeit, Abgeschlagenheit, Rückenweh, Unlust zur Arbeit, eingenommenen Kopf u. dergl. Erscheinungen, die aber nach wenigen Stunden wieder verschwinden. Weitere Folgen sind, trotzdem manche junge Leute vor solchen sich ängstigen, durchaus nicht konstatierbar. Wodurch wird dieses Ereignis hervorgerufen? Durch einen intensiven Reiz, welcher die

Nervenendigungen der Harnröhre in ihrem hinteren Ende trifft, und dieser Reiz wird wohl am meisten hervorgerufen durch Träume, durch örtliche Reize, welche die Harnröhre treffen, entweder von seiten der Blase oder vom Mastdarm her, unter Umständen kann der Reiz auch vom Rückenmark herkommen, aber gewiß ist dies selten.

Verhüten kann man dieses Ereignis dadurch, daß man lascive Träume verhütet, sich daran erinnernd, daß der Traum immer nur ein zwar oft sehr verworrenes Bild dessen ist, was einem am Tage durch den Kopf ging. Obszöne Unterhaltung, lascive Lieder, aufregende Lektüre, unzweckmäßige, unsittliche Gedankenrichtung und -Kombination und alle damit verwandten Dinge sind daher strenge zu meiden. Alkoholgenuß, abends zu fleischreiche Nahrung, starker Tee oder schwarzer Kaffee, gewisse Käsesorten, z. B. grüner Käse, stark gewürzte Nahrungs- und Genußmittel, insbesondere solche, welche die Dickdarmschleimhaut irritieren, befördern das Zustandekommen der Pollutionen, wie denn auch die Lage des Körpers im Schläfe von Bedeutung ist, indem die Rückenlage ihr Vorkommen befördert, Seitenlage sie weniger leicht entstehen läßt An der Grenze des normalen Verhaltens stehen die häufig eintretenden Samenverluste, zumal bei etwas schwächlich konstituierten, blutarmen Jünglingen. Solche Leute lassen sich häufig durch diese Vorkommnisse außerordent-

lich ängstigen, der eine meint, infolgedessen demnächst seinen Verstand verlieren zu müssen, der andere gar sein junges, ihm doch so liebes Leben. Gewiß fassen auch wir jenes häufige Vorkommnis als etwas Abnormes auf, haben aber nicht jene pessimistische Meinung über die Zukunft des jungen Mannes. Abgesehen von der strengen Durchführung der erwähnten Verhütungsmaßregeln, empfehlen wir solchen Jünglingen neben ihrer oft zu ausschließlichen Geistestätigkeit, bessere Körper-, Muskel- und Nervenpflege.“



Derselbe Mediziner schreibt über die Selbstbefriedigung: „Die Masturbation, Onanie, Selbstbefriedigung, ein Leiden, das eine notwendige Konsequenz der sexuellen Abstinenz sein soll; ein Laster, das nach alten Traditionen aus früheren Jahrhunderten, die von Ärzten überliefert wurden, eine Ursache der allerschlimmsten Zustände: Verdummung, Verblödung, Demenz, Rückenmarksschwindsucht usw., sein soll. Die moderne Medizin anerkennt diese Krankheitserscheinungen nicht mehr als Folgezustände der Masturbation. Wenn auch zugegeben werden mag, daß bei gewissen Rückenmarksleidenden wie auch bei Gehirnkranken die Onanie zur Beobachtung kommt, so haben wir vielmehr [also entgegen der falschen früheren Auffassung] die Über-

zeugung, das Primäre (der Ursprung) sei da das Gehirn- oder Rückenmarksleiden, sekundär (die Folge) dagegen sei die Reizung der Geschlechtsteile. Daß der Masturbierende sich selbst durch sein abscheuliches Treiben schadet, darüber kann man kaum im Zweifel sein; die häufigen Samenverluste schwächen seinen Organismus im ganzen, und die Nervenreizung bedingt eine krankhafte Reizbarkeit und Erregbarkeit der Nerven der Geschlechtsorgane, sowie eine abnorme Nervenregbarkeit des ganzen Nervensystems, sogenannte Nervosität. Daraus resultiert allerdings für den Betroffenen ein recht ungemütlicher, ja widerwärtiger Zustand, der um so intensiver wird, je weniger Energie und Selbstbeherrschung von seiten des Leidenden vorhanden ist. Mit je mehr festem Willen, seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden, dieselben zu unterdrücken, sie durch körperliche Arbeit, Anstrengung (den Kräften entsprechend!) und durch Zucht seines Geistes, seine Gedanken zu bannen, er dagegen ankämpft, desto sicherer kann der Belästigte darauf rechnen, diese Schwierigkeiten zu besiegen und wieder zu gesunden.

Nach meinen Erfahrungen datiert dieses Übel da, wo es zur ärztlichen Beobachtung kommt, meistens aus den Knabenjahren; wurde dem armen Jungen von einem „guten Freunde“, der älter war und „mehr wußte“, gelehrt, seltener von einem Erwachsenen;

nicht gar selten kommt es vor, daß alle Zöglinge einer Schule, einer Erziehungsanstalt das Unglück hatten, von einem solchen scheußlichen Subjekt „abgerichtet“ zu werden und dann die einmal angenommene Gewohnheit nicht mehr los wurden. Auch in den Jahren, wo sie dem Alter und der körperlichen Entwicklung nach hätten Männer sein sollen, da blieben sie im Kampfe gegen dieses Übel oder Laster — es ist beides — schwache Knaben; d. h. sie unterlagen ihm immer und immer wieder.

Ich habe die Meinung, daß der Mann diesem Laster nicht mehr huldigen darf. Mit aller Energie, all seinen Kräften muß er sich zwingen, gewöhnen, dem krankhaften Drang zu widerstehen; und wenn auch das vermeintliche Bedürfnis, es müsse der Same entleert werden, vielmal, immer und immer wieder sich einstellt, so ist es Pflicht, ich möchte sagen heilige Pflicht des Mannes, gegen sich selbst, gegen seine Eltern, seine einstige Familie stark und stramm im Kampfe zu bleiben, nicht nachzugeben und festen Sinnes immer und immer wieder den Kampf aufzunehmen: mit festem Willen wird doch der Sieg erungen. Und das ist nötig und gut und ganz sicher möglich.“

Professor Gruber in München sagt über dasselbe Thema: „Über eine Art von widernatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebes muß ich mehr sagen: über die Onanie, da dieses Übel ungemein

verbreitet ist und darüber die verkehrtesten Ansichten herrschen, welche die Schäden noch vergrößern. Während die einen meinen, daß das Onanieren ein sehr zweckmäßiges Mittel sei, sich Erleichterung zu verschaffen, wenn sich zuviel Samen angesammelt hat und der eheliche Beischlaf nicht möglich ist, daß es ebensowenig Tadel verdiene, als der Gebrauch des Taschentuches oder des Klyso pomp, sehen andere im Onanieren das furchtbarste Übel mit den schädlichsten Folgen für die Gesundheit. Beide Meinungen sind falsch. Beim normalen Beischlafe wird die Ejakulation durch mechanische Einwirkung der Scheide auf das Glied herbeigeführt. Es ist nicht einzusehen, warum es schädlicher sein soll, warum die nervöse Erschütterung größer sein soll, wenn die mechanische Einwirkung auf einem anderen Wege vor sich geht, als beim natürlichen Beischlafe ... Nicht in der absoluten Schädlichkeit des einzelnen Aktes liegt die Gefahr der Onanie, sondern vor allem darin, daß zum Beischlafe zwei Personen notwendig sind, zur Onanie aber nur eine, so daß die Gelegenheit zum Onanieren ungeheuer viel größer ist als die zum Koitieren, und damit auch die Verlockung zur Unmäßigkeit ganz ungeheuer wächst! Die Leiden, die der Arzt so häufig bei Onanisten findet, sind dieselben, wie sie nach Unmäßigkeit im normalen Beischlafe auftreten: also Verstimmung, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Druck und Schmerzen in der Lenden-

gend, Störungen der Ernährung, Schwächung des Gedächtnisses und der übrigen geistigen Fähigkeiten, Schwäche der Willenskraft, Schwäche der Erektionen, vorzeitiger Eintritt der Ejakulation, und damit Schwierigkeiten, den normalen Beischlaf auszuüben. Wenn diese Störungen soviel häufiger und ausgeprägter bei Onanisten als bei Koitierenden angetroffen werden, so liegt dies eben darin, daß der Koitus selten durch längere Zeit so unmäßig geübt wird, wie es bei Onanie vorkommt, und dann darin, daß die Onanie vor allem von geschlechtsunreifen oder halbreifen Knaben und Jünglingen betrieben wird, für welche jede Betätigung des Geschlechtstriebes sehr ungesund ist. —

Die Neigung zur Onanie erlischt beim gesunden Manne meist sofort, wenn er den normalen Geschlechtsverkehr kennen gelernt hat. Dies ist der Grund dafür, daß onanierenden jungen Männern häufig der Rat gegeben wird, Prostituierte aufzusuchen. Ich halte dies für eine verwerfliche Torheit, denn — um von allem anderen zu schweigen — das Onanieren ist für den Geschlechtsreifen ein viel geringeres Übel als die venerischen Krankheiten, die man sich im Verkehre mit Prostituierten früher oder später fast mit Gewißheit holt. Einen Unreifen aber frühzeitig zum Beischlafe verlocken, hieße erst recht, ihn völlig korrumpieren. Ich mußte die Besorgnisse wegen der Schädlichkeit des Onanierens auf

das richtige Maß zurückführen, da die beständige Angst und die Verzweiflung des Onanierenden die Schädlichkeit seines Tuns ganz wesentlich steigert. Der junge Mann möge aber darin keinen Anlaß finden, weniger energisch gegen eine etwa bei ihm vorhandene Neigung dazu anzukämpfen. Denn gerade für den jungen Mann ist es fast unmöglich, Maß zu halten, wenn er einmal der Verlockung erlegen ist. Und wenn ihm die strotzenden Hoden Beunruhigung schaffen, so möge er stets bedenken, daß von dieser strotzenden Fülle seiner Geschlechtsdrüsen auch das beglückende Gefühl der Lebensfreude und der Jugendkraft, sein Wagemut und seine Tatenlust abhängen und daß er sich einen Teil des größten irdischen Glückes raubt, wenn er sich durch Gebrauch eines elenden Surrogats bereits abgestumpft hat, bevor er zum ersten Male ein geliebtes Weib umarmt.“

„An eine Schädlichkeit der Zurückhaltung des Samens im Körper ist erst recht nicht zu denken. Der Samen ist kein schädlicher Auswurfs-, kein Stoffwechselabfallstoff, wie der Harn oder der Kot. Man hat darüber Experimente gemacht, indem man Menschen Samenflüssigkeit oder wässrige Auszüge aus Tierhoden unter die Haut gespritzt hat. Diese Einspritzungen wirken günstig. Namentlich ist es erwiesen, daß sie die Wirkung der Übung auf unsere Muskeltätigkeit erhöhen. Bekanntlich erhöhen körper-

liche Übungen die Leistungsfähigkeit unserer Muskeln. Dies ist nun in viel höherem Grade der Fall, wenn Hodenauszug oder Sperma eingespritzt werden; die Muskeln und die Muskelnerven ermüden dann viel weniger und erholen sich dann viel rascher. Diese Experimente stehen auch im Einklange mit der uralten Erfahrung, daß höchste körperliche Leistungen nur bei vollständiger Enthaltung von jeder Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes erzielt werden können. Deshalb enthielten sich die Athleten bei den Griechen und Römern ebenso des Beischlafes, wie dies unsere heutigen Sportsleute tun, wenn sie sich auf ihre Wettkämpfe vorbereiten (trainieren). Und daß es sich auch mit den geistigen Leistungen ganz ähnlich verhält, lehren vielfache Erfahrungen von Gelehrten und Künstlern. Während der Zeit der Enthaltung wird aber sicherlich Samen aufgesaugt und gelangen seine Bestandteile ins Blut. Dies wirkt also — wie wir sehen — nicht schädlich, sondern günstig.“



Es kann Zeiten geben, in denen Gewaltkuren nötig sind, um den Geschlechtstrieb und die Neigung zur Selbstbefriedigung zur Ruhe zu bringen. In solchen Zeiten sagt eure Not dem gewissenhaften, väterlichen oder kameradschaftlichen Arzt! Glaubt nicht in falscher Scham, der Arzt werde euch verachten.

Ihr seid nicht die einzigen, die seinen Rat suchen; er kennt euer Leiden — oft auch, ohne daß ihr es ihm offenbart. Aber dann soll man sich nicht damit begnügen, über die vernünftigste Art der Körperbehandlung Bescheid zu wissen, sondern man soll handeln. Schönenberger-Siegert geben für diesen Fall folgende bewährte Anweisung: „Der Genuß von Bier, Wein, Kognak ist (dann) unbedingt verboten. Auch Kaffee, Tee und Rauchen regen zu sehr auf. Als Getränke dienen frisches Wasser, Limonaden, Milch, Kakao. Aber überhaupt nur bei Durst und wenig trinken; abends gar nichts. Selbst saftige Früchte iß nicht. Die volle Blase stört den Schlaf und reizt zu Samenergüssen. — Ganz ebenso wirkt der überfüllte Darm. Daher auf ausgiebigsten Stuhlgang halten und unter allen Umständen vor dem Zubettgehen den Darm noch einmal entleeren, im Notfalle durch ein lauwarmes Wasserklister. — Nähre dich einfach. Die Hauptkost bilden Früchte, Gemüse und Blattsalate. Das kühlt, macht gutes Blut und flotten Stuhlgang. Nervenleidende werden schon durch Bouillon erregt. Schränke daher den Fleischgenuß ein, wenn du nicht vorziehst, einige Zeit ganz ohne Fleisch auszukommen. Keine scharf gesalzenen, gewürzten Speisen. Salz macht Durst. Es verführt zum Genuß geistiger Getränke, den Haupterregern der geschlechtlichen Gier. Und welchen Reiz scharfe Gewürze ausüben, geht daraus hervor, daß nerven-

schwache Männer oft schon Pollutionen bekommen, wenn sie Vanille-Schokolade trinken. — Mäßig sein. Viel essen macht lässig, faul, begünstigt die Neigung zum Nichtstun und erhöht den Geschlechtstrieb. — Im Bett nicht zu weich liegen und nicht zu warm decken. Du bewirkst sonst Blutandrang nach dem Unterleibe. Das erregt. Aber auch kein zu kühles Lager. Es hindert am Einschlafen. Kein Unterbett. Im Winter auf die Matratze, eine wollene Decke; darauf das Laken. Zum Zudecken je nach Bedarf eine oder zwei Decken mit leinenem oder baumwollenem Überzuge. — Jede freie Minute in der frischen Luft sein und so viel als möglich nackend sonnen. Das kräftigt das Nervensystem. Und das tut vor allem not. Aber nur Freilichtturnen, nicht Sonnen-Schwitzbäder. Sie erregen. Beim Sonnen Kopf und Nacken schützen. Im Sommer verbinde das Lichtluftbad mit dem Baden im Freien: 2, 3 Minuten im Wasser bleiben und kräftig bewegen, oder auch nur zwei-, dreimal tauchen; heraus; abtrocknen; trockenes Zeug an. So lange als möglich nackend turnen. — Täglich ausgiebig bewegen: wandern, bergsteigen, laufen, spielen, turnen, eislaufen, radfahren, falls es dich nicht erregt, vor allem aber rudern. Auch das Reiten ist manchem zuträglich; doch aber nicht jedem. Garten- oder Feldarbeit. Aber ja nichts übertreiben; keine Strapazen!!! Das überreizt, stört den Schlaf, erregt. — Mit Wasser nicht zu viel tun! Häufige kalte und lang-

dauernde Sitzbäder verschlimmern das Übel meist. Dagegen sind kurze kühle Sitzbäder (20—25° C etwa 1 Minute) am Platze. Im Sommer kurze Bäder oder Tauchungen im Freien. Sonst wöchentlich 2, 3 lauwarme Bäder (etwa 33° C; 10 Minuten). Dabei Rücken und Nacken wiederholt mit dem Badewasser, und am Schluß mit etwa 10° kühlerem Wasser kräftig begießen lassen. Kannst du diese Bäder nicht haben so nimm lauwarme Brausebäder mit kühler Überrieselung, oder wöchentlich 2, 3 kühle (20—25° C). Ganzwaschungen aus der Bettwärme heraus. Nach jeder Wasseranwendung rasch erwärmen, am besten durch einen längeren Spaziergang oder durch Arbeit. Im Notfall gehe noch einige Minuten ins Bett zurück. — Diese Wasseranwendungen kräftigen das Nervensystem und leiten das Blut nach der Haut. Dadurch werden die Blutstauungen im Bereich der Geschlechtsorgane beseitigt. — Die käsigen Absonderungen unter der Vorhaut öfter mit lauwarmen Wasser entfernen. — Nicht müßig gehen. Beim Arbeiten möglichst stehen. Nichts Aufregendes lesen. Die Einsamkeit, aber ebenso große Gesellschaften meiden.

Das ist der Rahmen, in dem sich die Behandlung bewegt. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß der Erfolg selten ausbleibt. Die körperlichen und sittlichen Kräfte wachsen, das Selbstvertrauen kommt zurück, die Freude am Leben erwacht, Gesundheit und Frische kehren wieder. Bald heißt es nicht mehr bloß: „Ich

will es nicht mehr tun“, sondern: „Ich kann es jetzt lassen.“

Wer jungen Leuten außerehelichen Geschlechtsverkehr anrät, um sie von der Onanie abzubringen, handelt gewissenlos. Der außereheliche Verkehr wirkt weder vorbeugend noch heilend.“*)



Wem das Zeugnis unbestochener Wissenschaft nicht genügt, daß voreheliche, geschlechtliche Enthaltensamkeit unschädlich und darum durchführbar ist, der soll sich doch umsehen unter seinen Altersgenossen, ob er nicht einen Reinen, einen Kampfgenossen findet. Es braucht nicht gleich ein harmloser, langweiliger Philister zu sein. Ich weiß, es gibt reine junge Männer, sehr viel mehr, als man vermutet. Sie leben ein stilles Heldenleben; der Kampf, den sie führen, reibt ihre Kräfte nicht auf, sondern steigert sie. Diese Starken sollen unser Umgang sein! Nur keine Furcht, als ob wir in philisterhafter Bravheit verkümmern würden! Wir wollen jung sein und bleiben und unsere Jugend genießen und nichts ungenossen lassen, das wir mit reiner Freude genießen können.

Und dann: Es soll sich auch nicht jeder, der einmal unter sexuellen Anfechtungen leidet, einbilden,

*) Schönerberger u. Siegert: „Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten“. 3 Mark.

er sei besonders „sinnlich veranlagt“. Diese Einbildung kann leicht zu einer bequemen Entschuldigung werden. Naturen wie Nero und August der Starke beweisen ihre Seltenheit schon durch ihre traurige Berühmtheit.



Wenn wir freilich den Leib zur Bundesgenossenschaft im Kampfe um die Reinheit aufrufen, so müssen wir ihm auch eine entsprechende Behandlung zuteil werden lassen.

Die unserem Körper zukommende Behandlungsweise soll sich nicht etwa in außergewöhnlichen Dingen zeigen, sondern muß mit dem Einfachsten und Nächstliegenden anfangen, mit der Ernährung. Was der Mensch ißt, das ist er. Hören wir also auf, das Essen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte des Genusses anzusehen, vermeiden wir nach Möglichkeit die schweren Speisen, die auf die Dauer den Magen so angreifen, daß er auch die leichten später nicht mehr ohne Schwierigkeit zu verarbeiten vermag. Der Ruf: „Kehrt zur Natur zurück“, soll am lautesten in die Küche hineingerufen werden. Im allgemeinen gilt: je raffinierter und komplizierter die Herstellung eines Gerichts, um so weniger erfüllt es seinen Zweck, Nahrungsmittel zu sein, um so mehr stellt es nicht nur den Verdauungsorganen, sondern auch dem Nervensystem unliebsame Aufgaben. Insonderheit sind die scharf-

gewürzten, paprizierten Wirtshaus Speisen zu vermeiden, die die Nerven erregen, und erregte Nerven gehorchen dem Willen nicht mit der Willigkeit, die man von ihnen zu erwarten hat. Die abendlichen, bzw. nächtlichen Gastereien, bei denen der Magen gefüllt wird bis zum Überdruß, wirken direkt schädlich auf das Sexualleben, erregen den Trieb und lassen ihn zu einer unerträglichen Qual werden. Einfache Lebensweise, die beim Essen anzufangen hat, ist also nicht nur eine soziale Forderung, deren Nichtbeachtung schließlich Zustände herbeiführt, wie sie das untergehende Rom und das Paris der Ludwige gesehen hat, sondern auch eine Forderung der Hygiene. Ein Leib, der zu seinem Wohlbefinden der Delikatesse bedarf, ist immer der Offenbarer eines Geistes, der die einfachen, natürlichen Wege des Lebens verlassen hat.

Es ist gar nicht nötig, daß wir aus Gourmands zu Asketen werden. Askese kann nicht der Zweck unseres Lebens sein; sie hat höchstens ihr Recht, wenn wir den sich auflehnenden Leib mit Gewalt unter unsere Botmäßigkeit zwingen wollen, ja dann ist sie sogar sehr zu empfehlen; aber im allgemeinen wird eine natürliche Lebenshaltung, in der man seine Speisen mit Freude genießt, gleich weit entfernt sein von ausgesuchter Feinschmeckerei wie von dem Asketentum, das von Heuschrecken und wildem Honig lebt.

Der gefährlichste Feind unseres Leibes und unserer geschlechtlichen Reinheit ist der Alkohol. Darwin, der über jeden Verdacht der Frömmerei Erhabene, sagt: „Durch die langen Erfahrungen meines Vaters und Großvaters, die sich über mehr als 100 Jahre erstrecken, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß keine andere Ursache so viel Leiden, so viel Krankheit und Elend hervorgebracht hat, als der Genuß von berauschenden Getränken.“

Ich will kein Klagelied anstimmen, über die Verwüstungen, die der Alkohol in unserem Volke anrichtet, ich will nur andeuten, daß nach Professor Grotjahn: „Der fünfzehnte Teil des bestellten Ackerlandes und jede fünfzehnte erwerbstätige Person in Deutschland mittelbar oder unmittelbar zur Bereitung und zum Vertrieb der alkoholhaltigen Getränke beansprucht wird. Während wir für Nahrungsmittel insgesamt nur sieben Milliarden Mark jährlich ausgeben, opfern wir mindestens drei Milliarden Mark für Wein, Bier und Branntwein.“ Nur andeuten will ich ferner, daß der Alkohol Blut und Magen, Nerven und Muskeln, Lunge und Gehirn, kurz alle Funktionen des Körpers auf das nachteiligste beeinflußt, daß Männer wie Helmholtz und der Physiologe Müller an ihrem eigenen Leibe konstatiert haben, daß die kleinsten Mengen alkoholischer Getränke die guten Einfälle, durch die ihre Wissenschaft so ungeheuer bereichert worden ist, verscheuchten.

Jedermann weiß, daß auch ein einmaliger Alkohorausbruch für Tage die Arbeitsfähigkeit mindert, daß bei fortwährendem reichlichen Alkoholgenuß Nieren und Herz, Arterien und Venen, Leber und Milz, Kehlkopf und Lunge, alle Organe des Leibes in ihrer Gesundheit gefährdet sind. Das Zentral-Nervensystem und alle Nervenstränge werden durch den Alkohol in eine Aufregung versetzt, die zuerst unbemerkt, uns schließlich die Zügel völlig aus der Hand reißt. In der Krankheits- und Sterblichkeits-Statistik spielt der Alkohol eine furchtbare Rolle. Irrenhäuser und Gefängnisse wissen davon zu erzählen, was der Alkohol vermag. Glückliches Familienleben und Wohlstand ist ihm zum Opfer gefallen, und manches armselige Kind, das uns aus blöden Augen anschaut und mit verkrüppelten Gliedern daherschleicht, sagt es uns, daß sein Vater ein Trinker gewesen sei.

Der Hygieniker Professor Grotjahn, der jeder zwecklosen oder gar törichtigen Askese ebenso ablehnend gegenüber steht wie ich es tue, sagt zur Alkoholfrage:

„Wenn in der Schweiz eine sorgfältige, fortlaufende Zählung nachgewiesen hat, daß der zehnte Todesfall der erwachsenen männlichen Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar auf die Wirkung alkoholhaltiger Getränke zurückzuführen ist, so ist damit nicht gesagt, daß jeder zehnte Schweizer ein Trinker

ist, sondern daß der dort übliche Alkoholgenuß ausreicht, bei dem zehnten Teile der männlichen Bevölkerung eine schwere Beeinträchtigung der Gesundheit zu setzen. In Deutschland und den germanischen Ländern überhaupt dürften die Zustände wohl die nämlichen, jedenfalls keine besseren sein als in der Schweiz.

Das Verhalten, das der Mensch zum Genuß alkoholischer Getränke einnehmen soll, läßt sich kurz in folgende Gebote kleiden: Du sollst deine Kraft, Männlichkeit und Stärke durch andere Leistungen als durch massenhaftes Vertilgen alkoholischer Getränke beweisen; denn dieses beweist nur die Gewöhnung an den Alkohol, nicht aber jene Eigenschaften! Du sollst nicht trinken, um deine Arbeitskraft über die normale Ermüdung hinaus anzustacheln oder um einen Fehlbetrag deiner Ernährung auszugleichen; denn beides führt zum gewohnheitsmäßigen Mißbrauch! Du sollst die alkoholischen Getränke höchstens nur als gelegentliche Genußmittel verwenden! Du sollst ganz enthaltsam leben, wenn bei dir ein regelwidriges Verhalten des Zentralnervensystems oder der Blutkreislauforgane beobachtet worden ist!

Der gewohnheitsmäßige Genuß, vor dem man nicht genug warnen kann, birgt außer den Schädigungen des Körpergewebes auch noch den Nachteil in sich, daß die erfreuende Wirkung durch

die Gewöhnung abgeschwächt wird und deshalb zu immer höheren Gaben gegriffen werden muß, um nur die ursprüngliche Wirkung zu erzielen. Auch alle, denen ein bescheidener Genuß alkoholischer Getränke im Genußleben des Menschen so wichtig erscheint, daß sie nicht ganz darauf verzichten mögen, sollten beherzigen, daß auch die erfreulichen Wirkungen am besten jene auskosten, die nur gelegentlich kleine Mengen zu sich nehmen.“*)

Wenn wir nun wissen, daß der Alkohol den Willen lähmt, die Klarheit des Denkens trübt, das sittliche Empfinden, sowie den ästhetischen Geschmack verdirbt, wenn wir wissen, daß der Alkohol der Unzucht Schlepperdienste leistet, und daß mancher zuerst seine Nüchternheit und sodann seine Reinheit verloren hat, und wenn wir hinter diesen einzelnen, immer wieder reifenden Früchten des Alkohols die große allgemeine Gefahr sehen, in die er Menschen und Völker stürzt, sollten wir dann nicht den Entschluß fassen, ihm zum mindesten die Herrschaft über uns zu entreißen?

Ich freue mich aller der Bestrebungen, welche gegen den Alkohol ankämpfen wollen; denn ich weiß, wie er unzählige Menschen wirtschaftlich, gesundheitlich und moralisch ruiniert.

Aber ich kann in der Lösung der Alkoholfrage

*) Professor Alfred Grotjahn, Die hygienische Forderung. 1.80 Mk.

unmöglich zugleich die Lösung der Menschheitsfrage sehen und ich selbst bin nicht abstinent und werde es vermutlich nie werden, denn ich gebe dem alten Spruchdichter recht: „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ Ich bin Student gewesen und kenne daher auch etwas von der Poesie des Trinkens. Ich denke gar nicht daran, uns alle zu Selterswasser zu verurteilen. Aber den Willen möchte ich wie ein Feuer anzünden, das von Mann zu Mann, durch alle unsere Altersgenossen hinbrennen soll, daß wir im Genuß des Alkohols seiner Herr bleiben. Ist der Wille schon so schwach, daß jede Berührung mit geistigen Getränken ein Unterliegen zur Folge hat, dann bleibt keine Wahl übrig, dann kann nur völlige Abstinenz helfen und retten. Unseren 16- und 17jährigen Burschen mag es ein „Ruhm“ sein, möglichst viel vertragen zu können, wir reiferen jungen Männer wollen unsere Ehre vielmehr darin suchen, uns unsere Nüchternheit zu bewahren, so daß wir jederzeit die volle Verantwortung für unser Reden und Tun auf uns nehmen können, und wir wollen dabei nur nicht meinen, wir täten etwas Besonderes, sondern uns bewußt bleiben, daß wir unsere Pflicht tun, und nicht mehr.

Ich kenne viele, die in ihrer Jugend nicht von Bacchus und darum auch nicht von der Venus überwältigt wurden, und nie bin ich fröhlicher gewesen, nie übermütiger, nie mutwilliger als in ihrem

Kreise. Bis an mein Ende werde ich ihnen danken, daß sie mir halfen, Kraft, Reinheit und Jugend zu bewahren.

Was vom Alkohol gilt, gilt mutatis mutandis auch vom Tabak, zumal Alkohol- und Tabakgenuß fast immer miteinander verbunden sind. Es braucht nicht immer erst bis zur Nikotinvergiftung zu kommen, bis die Schädlichkeit übermäßigen Rauchens sich bemerkbar macht. Der Schaden des Nikotins, der uns hier am meisten interessiert, ist der, daß er die Sinnlichkeit anregt. Wenn ich das weiß, wenn unterrichtete Ärzte mich dessen versichern, ich müßte ja ein Tor sein, wenn ich diese Warnung mir nicht zunutze machen wollte.

Wie die Geschlechtskraft gleichsam die Kulmination aller leiblichen Kräfte ist, wie sie durch alle Adern, Nerven und Gefäße unseres Leibes verteilt ist, so muß jede unnatürliche Stoffzuführung auf sie einwirken, den Trieb beruhigen oder beunruhigen. Alle Unnatur, alles Unmaß ist unrein. Darum, wenn wir dem Rufe folgen: „Kehrt zur Natur zurück“, wollen wir anfangen beim Essen und Trinken. Und es ist eine anerkannte Tatsache, daß die Menschen im allgemeinen viel zu viel essen, daß mehr an Überladung des Magens zugrunde gehen als am Hunger.

Eine naturgemäße Ernährung hat auch bald einen gesunden Schlaf zur Folge, während ein überladener Magen den Schlaf verscheucht. Die völlige Nervenruhe, in die uns der Schlaf versetzt, ist buchstäblich

ein Jungbad. Für unseren Leib ist unfreiwillige Schlaflosigkeit ein Leiden und eine Qual. Eine Schande und eine Sünde ist es, dem Körper mutwillig das Maß des nötigen Schlafes zu verkürzen. Wenn das oben drein dadurch geschieht, daß wir die Abende und halben Nächte zu Gastereien und Trinkgelagen mißbrauchen, so haben wir kein Recht dazu, uns darüber zu beklagen, wenn die sexuellen Anfechtungen am nächsten Tage uns zu stark werden. Das ist die natürliche Rache überreizter Nerven. Ein gesunder, junger Mensch braucht seine 7—8 Stunden Schlaf. Aber mit dem Schlafen wollen wir uns nicht verweichlichen. Diese warmen, weichen Unterbetten und die dicken, schweren Federkissen, zwischen denen man früher zu schlafen pflegte, sind gottlob aus der Mode gekommen. Brauchen wir während des Schlafes wärmer zu sein, als über Tag? Die Decke hat keinen anderen Zweck, als die Körperwärme, die wir bei Tage durch die Bewegung und die Kleidung bewahren, zu ersetzen. Jedes Mehr ist ein Zuviel, ist ein fiebriger Zustand, in dem die Nerven und damit das Geschlechtsleben in unnatürliche Erregung gebracht werden. Gewöhnen wir uns also daran, unsere Betten so einfach herzurichten, wie sie den Bedürfnissen unseres Leibes entsprechen, und die solide Grundlage für einen gesunden Schlaf sein können. Von dem aus den Freiheitskriegen bekannten Reitermajor Schill wird erzählt, er habe, um seinen Leib zu bändigen, häufig auf harten

Brettern geschlafen. Wer es brauch't, tue es ihm nach!
Probatum est!

Ein weiteres, wichtiges Erfordernis für einen gesunden Schlaf ist gute Luft, die das Inwendige des Körpers gleichsam rein halten soll. Man glaubt nicht, wie schnell Nachlässigkeit in solch äußeren Fragen der Leibespflge, die eben nicht nur äußere, gleichgültige, sondern entscheidende Lebensfragen sind, ihre geistigen Folgen hat. Wir sollten uns daran gewöhnen bei offenem Fenster zu schlafen, wenn es sein kann, auch im Winter. Ein gesunder Mensch lernt auch den Lärm der Straße bald zu überschlafen und braucht sich dann nicht in langsamen, mühevollen Erwachen aus dem widerlichen Schlafstubendunst herauszuwickeln. Was das Wasser für die Haut, das ist gute Luft für die Lunge. Beide stärken den Leib, die Nerven, und machen sie so zu fügsamen Organen unseres Willens.

Auch in der Kleidung sollen wir uns nicht verweichlichen. Es gibt keinen erbärmlicheren Anblick, als einen jungen Mann, der immer ängstlich nach Wind und Wetter schaut, um danach vorsichtig zu überlegen, welchen Rock er anziehen, welches Unterzeug er wählen soll, oder ob es nicht besser wäre, ein Halstuch umzubinden. Schon um den kostbaren Schatz an Denkkraft ist es schade, der auf solche Lumpereien verwendet wird. Meistens ist diese Empfindlichkeit, diese nervöse Sorge um das leibliche Wohl ein

schlechtes Zeichen für die sittliche Haltung des jungen Mannes. Der Kraftverlust, den ein ausschweifendes Leben mit sich bringt, teilt sich den Nerven, der Haut den Blutgefäßen mit und macht den Menschen für jeden Zugwind, für jede Ansteckung empfindlich. Ein reiner Mensch kann in seiner Kleidung einfach sein, und diese Einfachheit, die zur Abhärtung wird, lohnt ihm, indem sie seine Reinheit stützt.

„Je unabhängiger du im Geiste sein willst, desto unabhängiger mache den Leib von Bedürfnissen, je stärker und mächtiger du deine Seele wünschst, desto stärker und mächtiger mache den Leib.“

Endlich gehört zur leiblichen Pflege auch leibliche Übung. Nicht der allein selig machende Sport, der freilich das Gute hat, daß er die Menschen in die freie Luft führt, der aber sonst, je ausschließlicher er betrieben wird, desto einseitiger den Leib und seine Kräfte übt, nicht das Athletentum, das aus dem harmonischen Ebenmaß unserer Formen Muskelklumpen und Knochenberge macht, nicht das Übertriebene und Überstiegene, das in der starken Bewegung für Leibpflege unserer Tage liegt, soll uns zum Mittel und zur Stütze unserer Reinheit werden. Wir wollen diese Übertreibungen denen überlassen, die sie für Geld zur Schau stellen; uns genügt's, wenn der Körper unserm Willen gehorcht. Wir wollen nicht Athleten und Seiltänzer werden. Darum wollen wir turnen, damit unsere Glieder geschmeidig bleiben und die Körper-

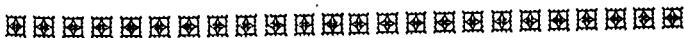
fülle des Alters uns nicht vorzeitig überfällt. Wir wollen schwimmen, daß Herz und Lunge tragfähig werden. Wir wollen, wenn die Gelegenheit sich uns dazu bietet, reiten und uns dadurch zu physischem Mut und rascher Entschlossenheit erziehen. Und wandern wollen wir, daß wir Freude an der schlichten Größe der Natur bekommen und ihre Reinheit zu uns reden lassen. Wenn doch die an wertvollen Eindrücken so reichen und — billigen Studentenfahrten, von denen man früher wußte, nicht einschließen! Muß denn alles viel Geld kosten, um schön zu sein?

Zu einer Sitzbadewanne oder zu einer zusammenlegbaren Gummibadewanne werde ich immer das Geld erübrigen können, und es soll kein Tag vergehen, an dem ich nicht den Nerven und der Haut die Wohltat eines kalten Bades oder wenigstens einer kalten Abwaschung angedeihen lasse. Wenn sich die Gelegenheit zu einem Bade nicht immer bietet, dann sollte man beim Waschen und sonstiger Körperreinigung so lange wie möglich nackt bleiben. Auch ein Luftbad ist eine Stärkung. Es ist wunderbar, wie gerade durch tägliches Baden der Wille zu sittlicher Reinheit gestählt wird. Es ist, als zwänge uns der immer sauber gehaltene Körper größeren Respekt ab, als würde er uns zu schade, ihn durch den Schmutz schleifen zu lassen. Und wenn sich mir keine Turngelegenheit bietet, dann gibt's für mich eine heilsame Zimmergymnastik, die mich des Morgens etwa 20

Minuten in Anspruch nimmt und die, am besten in völliger Nacktheit ausgeführt, eine wunderbar wohltätige Wirkung auf die Hauttätigkeit, auf die Straffheit der Muskeln und Nerven, auf die Heiterkeit der Stimmung und auf die Kraft des Willens ausübt. Es gibt manches gute Buch, das als Leitfaden für Zimmergymnastik dienen kann. Kaufen wir uns eins und fangen wir gleich morgen früh an, gewissenhaft seinen Anweisungen zu folgen. Nur ist Vorsicht geboten. Quod licet Jovi, non licet bovi. Man überanstrengt sich nicht. Es ist nicht nötig, viele und schwere Übungen zu machen, aber es ist nötig, seine ganze Willenskraft auf die (im Anfang nur wenigen) Übungen zu konzentrieren: Über die Mitarbeit des Gehirns und der Willensanstrengung bei körperlichen Übungen sagt der berühmte Sandow: „Häufig fragen mich Schüler, wie lange es dauern wird, um sie stark zu machen. Die Antwort hängt ganz von ihnen selbst ab. Nicht nur von ihrer körperlichen Konstitution, sondern auch von dem Maße von Willenskraft, welches sie in die Übungen hineinlegen. Wie ich schon gesagt habe, ist es das Gehirn, welches die Muskeln entwickelt. Das Gehirn tut ebensoviel wie die Hanteln und vielleicht sogar noch mehr. Z. B. wenn Sie beim Lesen sitzen, so versuchen Sie einmal, ihre Muskeln zusammenzuziehen. Wenn Sie das so oft tun, als Sie müßig niedersitzen und darauf achten, daß Sie jedesmal fester und fester zu-

sammenziehen, so werden sie finden, daß das dieselbe Wirkung hat, wie der Gebrauch von Hanteln oder irgend eine andere anstrengende Form der Übung.“

Eine starke Seele in einem gesunden Leibe; ich wüßte nicht, was ich uns besseres wünschen sollte auf dieser Erde. Ich erinnere mich, daß ich einst in einem Segelboot aufs Meer hinausfuhr. Die Wellen schlugen gegen das Schiff und stürzten über Bord. Wir mußten durch das wirre Gewoge der Wellen den Weg uns bahnen mit List und Ruhe. Aber noch nie hatte ich die Wonne jugendlicher Kraft so überwältigend gespürt wie dort, als ich fadennaß am Steuer saß und unter dem Segel hinweg die Wellen erwartete, die es zu überwältigen galt. Mehr als einmal machte ich meiner Lust durch einen jugendlichen Jauchzer Luft, und wahrhaftig, die innere Freude und Wärme ersparte mir, woran am nächsten Tage andere litten: den Schnupfen. Eine starke Seele in einem gesunden Leib! Danach laßt uns trachten und das Wort Zolas erproben: „Der Reine ist der Stärkste.“



DAS NÄCHSTE GESCHLECHT

„Eurer Kinder Land sollt ihr lieben. Diese Liebe sei Euer neuer Adel“. Nietzsche.

Und nochmals: Unser Wille bedarf der Hilfe! Wenn sich der Geschlechtstrieb auch zunächst als ein Hingezogenwerden zum Weibe, als das Bedürfnis nach Ergänzung unseres Wesens, als die Sehnsucht nach dem Besitz des Weibes äußert, seine Bedeutung beruht doch im wesentlichen darauf, daß er die Fortpflanzung unseres Geschlechtes gewährleistet. In uns schlummern Generationen und warten darauf, daß sie geweckt werden. Wir tragen die Leiber und Seelen unserer Kinder in uns. Geschlechtskraft ist Zukunft. Kein Zweifel, daß wir alle wünschen, gesunde, fröhliche, liebe Kinder zu haben, kein Zweifel, daß wir der Zukunft unserer Familie, unseres Volkes das Beste gönnen. Wohlan, die Zukunft keimt immer in der Gegenwart. Wir tragen sie in uns. Je höher wir unsere Geschlechtskraft schätzen, je behutsamer wir mit unseren schöpferischen Mächten haushalten, um so größere Dienste erweisen wir unseren Kindern.

Wenn mich mein Junge mit seinen leuchtenden Augen ansieht, wenn ich mich freue an seiner körperlichen Kraft und Geschmeidigkeit, wenn er mich anspricht mit seiner Kinderlust und seiner geistigen Frische, dann reut's mich nicht, daß ich einen jahrelangen Kampf gekämpft habe, dann weiß ich, daß ich nicht nur für mich, sondern auch für das nächste Geschlecht etwas getan habe, das der Mühe und des Schweißes wohl wert war. Nur wer Kinder hat, die ihm nicht eine fortwährende stumme Anklage sind, der kann mit Liliencron sagen:

*„Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhliches Herz und das ist genug!“*

Lernen wir also in unserer Geschlechtskraft unsere Kinder lieben!

Daß der Alkohol auf die Keime unserer Nachkommen, auf ihr Gehirn, auf ihr sexuelles Leben von ungeheurem Einfluß ist, kann nicht bestritten werden. Das bezeugt die Wissenschaft wie die Erfahrung. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß Geschlechtskrankheiten des Vaters, selbst dann, wenn er glaubt, sie überwunden zu haben, auf die Samenbildung und damit auf die Entwicklung des Embryos auf das nachteiligste wirken. Das Gesetz der Vererbung, der erblichen Belastung, von der die Dichter soviel zu erzählen wußten, ist die furchtbarste Verwirklichung der uralten

Drohung: Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Unzählige blindgeborene oder taubstumme oder schwachsinnige Kinder haben das Kreuz ihres Lebens der Geschlechtskrankheit ihres Vaters zu verdanken. Oder war es wirklich keine Geschlechtskrankheit, dann war es die Kraftvergeudung im illegitimen Geschlechtsverkehr, die den Vater unfähig machte, ein gesundes, normales Kind zu erzeugen.

Von der viehischen Roheit, die immer wieder vorkommt, daß junge Männer in die Ehe treten, obwohl sie wissen, daß sie noch geschlechtskrank sind, will ich nur sagen, daß, wenn irgendwo, dann hier die Prügelstrafe wieder eingeführt werden sollte. Ohrfeigen möchte ich diese bengelhaften Burschen, denen Gesundheit und Leben einer Frau nicht soviel wert ist, daß sie sich einmal ein ehrliches Geständnis abringen. Kein Gesetz sollte dem Arzt den Mund schließen, wenn er ein solches Verhängnis hereinbrechen sieht. Wenn ein Mensch dem Wahnsinn verfällt, so muß der Arzt es konstatieren, damit der Kranke in eine Anstalt gebracht werden kann. Wenn Diphtheritis oder irgend eine andere ansteckende Krankheit in einem Hause ist, so wird für sorgfältige Isolierung des Kranken und seiner Pfleger gesorgt. Als wir vor einigen Jahren die Maul- und Klauenseuche im Lande hatten, da war an jedem damit heimgesuchten Bauernhofe eine Tafel angebracht!

Das Vieh wird vor verheerenden Seuchen geschützt, aber die Frauenwelt soll dem scheußlichen Gifte venerischer Krankheiten preisgegeben sein? Wenn ich eine Tochter hätte, die von einem Manne zum Weibe begehrt würde, ich würde ihn unter allen Umständen zu meinem Hausarzt schicken, und der sollte mir auf sein Ehrenwort sagen, ob der junge Mann krank oder gesund sei. Ich habe mich für meine Kinder und Enkel gesund erhalten und würde nicht dulden, daß ein Wüstling mir die Rasse verdirbt.

Es ist unausweichliche Pflicht, Ehrenpflicht jedes jungen Mannes, der einmal an einer Geschlechtskrankheit gelitten hat, vor seiner Verlobung zu einem, oder, wenn er ganz sicher sein will, zu mehreren Ärzten zu gehen, um feststellen zu lassen, ob die angenommene Heilung eine völlige und dauernde ist. Und zwar gilt das nicht nur für die, die einmal an den Syphilis gelitten haben, sondern auch für die an der Gonorrhoe krank gewesenen. Für den Mann verläuft die Letztere meist in leichteren Formen, veranlaßt aber, wenn sie nicht völlig ausgeheilt ist, bei der Frau die bösartigsten Entzündungen und führt in vielen Fällen zur Unfruchtbarkeit, nicht selten auch zur Erblindung des Kindes während der Geburt.

Der Mißbrauch des Geschlechtstriebes, der erfahrungsgemäß die moralische Haltung und das moralische Urteil in jeder Generation tiefer herabdrückt,

führt zur Degeneration mit all ihrem Elend und ihrer Qual. Darum: wenn ich mich rein und gesund erhalten habe, so habe ich mehr für meine Kinder getan, als wenn ich ihnen Millionen vererbe.

Wir geben durch die Erzeugung unseren Kindern nicht nur einen Körper, wir sind auch an der Bildung ihrer Seele beteiligt. Warum redet man denn von erblichen Anlagen moralischer oder unmoralischer Art? Ein Zigeunerkind kann im Kloster erzogen werden, es wird seine Diebesart so leicht nicht verleugnen, sie steckt im Blut. Und ebenso wie schlechte Charakteranlagen und Willensschwäche vom Vater auf den Sohn übergehen, ebenso kann auch ein starker Wille, ein reines Herz des Kindes Erbeil sein. Wir denken soviel daran, wie wir unsern Kindern den wirtschaftlichen Kampf ums Dasein erleichtern können, sollen wir nicht auch einmal daran denken, daß wir ihnen den Kampf um ihre Würde und ihre Reinheit erleichtern, wenn wir ihn kämpfen, tapfer und treu? Wie sich in der Degeneration das Schlechte und Schwache von einem Geschlecht zum anderen potenziert, ebenso potenziert sich so im Kind die Reinheit des Vaters, um im Enkel noch stärker zu werden, und schließlich ein Geschlecht zu erzeugen, dem sich der Siegeskranz auf die Stirne senkt, nach dem die Menschheit seit Äonen gerungen hat.

Sind das wirklich nur vage Zukunftsträume, verschwommene Zukunftsbilder, die niemals Motive oder

Antriebe werden können? Nein! Denken wir doch daran, wovon wir ausgingen, daß die menschliche Fortschrittsbewegung sich in unserer Zeit spürbarer zeigt, deutlicher an die Oberfläche drängt, als in anderen Zeiten. Nun, der Fortschritt muß ein Ziel haben und wenn heute Verinnerlichung, das Suchen und Drängen nach Wahrem, Echem die Parole ist, die tausendstimmig ausgegeben wird, dann wollen wir getrost die völlige, naturgemäße Eingliederung des Geschlechtstriebes in das leibliche und geistige Gedeihen der Menschheit, das heißt, wir wollen Reinheit und Kraft über uns und unsere Kinder kommen sehen und uns dankbar freuen, daß wir an diesem einzig menschenwürdigen Fortschritt mitwirken durften.

Dieser Ausblick in die Zukunft ist nur dem zu gewagt, der zu der Erreichung dieses Zieles nicht mit helfen will. Jede Wahrheit, die nicht in der Luft schwebt, sieht uns immer fordernd an mit einem unerbittlichen „Du mußt“. Es ist, als ob die Wahrheit nach einer Wohnung suchte in der Welt, und sie kann sie nirgends anders finden als in einer reinen Menschheit. Wir wollen der Wahrheit beide Hände entgegenstrecken, ihrem Gebot gehorchen mit einem entschlossenen: Ja, ich will!

„Laßt uns bedenken, welche Richterin die Natur ist, welche Größe, tiefe Ruhe und Duldung ihr eignet. Du nimmst Weizen und streust ihn in den Schoß der Erde: Dein Weizen ist vielleicht mit Spreu,

Häcksel, Kehrlicht, Staub und allerlei Schutt vermischt; das schadet nicht: Du gibst ihn der gütigen, gerechten Erde; den Weizen läßt sie wachsen, — den ganzen Schutt nimmt sie schweigend hin, deckt ihn zu und spricht nicht darüber. Der gelbe Weizen wächst auf; die Mutter Erde schweigt über all das andere, hat schweigend und ohne Klage auch all das andere zu einem Nutzen verwandt. So geht es überall in der Natur. Sie ist wahr und ohne Falsch und doch groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrheit. Sie verlangt nur, daß ein Ding im Grunde echt ist; dann schützt sie es, nur dann. Wahrheit ist die Seele alles dessen, was sie jemals in ihre Obhut nahm. Ach, ist dies nicht die Geschichte aller erhabenen Wahrheit, welche jemals in diese Welt kam oder kommen wird? Ihr Körper ist Unvollkommenheit; sie ist ein Element des Lichtes in Dunkelheit: uns erscheint sie in Logik verkörpert, eingekleidet in rein wissenschaftliche Lehrsätze über das Weltall, die nicht vollkommen sein können, die eines Tages als unvollkommen und irrig erfunden werden, sterben und verschwinden müssen. Der Körper einer jeden Wahrheit stirbt und doch lebt in einer jeden eine Seele, die niemals stirbt, die in neuer und immer edleren Verkörperung unsterblich lebt, wie der Mensch selbst. Das ist die Weise der Natur. Das innerste Wesen der Wahrheit stirbt niemals. Daß es nur echt sei, eine Stimme aus der großen

Tiefe der Natur, darauf kommt es vor der Natur Richterstuhl an. Was wir rein oder unrein nennen, ist nicht ihre entscheidende Frage. Nicht wieviel Spreu in dir ist, sondern ob du überhaupt Weizen in dir hast. Rein? Zu manchem Menschen möchte ich sagen: Ja, du bist rein; rein genug; aber du bist Spreu, — unehrliche Hypothese, Hörensagen, Schein; du hast nie an dem großen Herzen des Weltalls gelegen; du bist weder rein noch unrein; du bist nichts, mit dir hat die Natur nichts zu schaffen.“

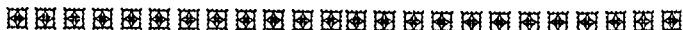
So sagt Thomas Carlyle einmal und er hat recht!

Noch eine Frage wegen deines zukünftigen Kindes!

Du sollst es nicht nur erzeugen, du sollst es auch erziehen. Wie denkst du dir die Erziehung deines Kindes? Sonderlich in dem Alter, in dem das Geschlechtliche anfängt, wichtig, vielleicht entscheidend zu werden? Reden wir uns nicht ein, daß im Laufe der Jahre von selbst Würde und Festigkeit über uns kommt, deren wir zur Führung der Kinder bedürfen. Wertvolles, Nötiges ist noch niemandem in den Schoß gefallen. Wenn wir es in unserer eigenen Erziehung an Ernst fehlen lassen, wenn wir unserem Kinde gegenüber kein sauberes Gewissen, keinen festen Blick haben, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn sein feiner Instinkt das Rissige, Brüchige in unserem Wesen herausfühlt, und darum alle Erziehungsversuche bei ihm fehlschlagen. Die Erziehung unserer

Kinder muß mit unserer Selbstzucht anfangen. Unsere erziehlischen Worte haben nur soviel Gewicht und Erfolg, als sie die Richtschnur unseres eigenen Lebens sind. Eine geschlossene, in Theorie und Praxis nicht auseinanderklaffende Persönlichkeit, zusammengefaßte Kräfte der Seele sind biegsam und zäh, stark und scharf wie geschliffener Stahl.

Nicht wahr, wir wollen unsere Kinder lieben!



DAS VOLK

*Nur durch den Einzelnen
wird ein Volk. Arndt.*

Vielleicht ist manchem der Ausblick, den wir vom Standorte unseres Kindes aus über die Menschenwelt nahmen, schon zu grenzenlos gewesen. Vielleicht auch ist mancher geneigt, das Vorhandensein eines Menschheitsganzen zu leugnen. Es gäbe nur Völker, Nationen, es gäbe nur nationale Geschichte, aber seit Menschengedenken sei nie eine Menschheit in der Geschichte aufgetaucht. Darüber ließe sich reden.

Ich für meinen Teil halte zwar die Menschheit für eine Einheit und grade das große Menschenelend des Weltkrieges bestärkt mich in meiner Meinung. Jetzt ist Haß, Mißverstehen, Unversöhnlichkeit das allen Gemeinsame. Das aber wird einmal vergehen trotz allen gegenteiligen Versicherungen — besonders unserer Feinde. Und wenn einmal der Riesenaufwand an Kräften, der jetzt im Dienste der Lüge und der Zerstörung steht, sich der Wahrheit und dem Aufbauen

zur Verfügung stellt, welch' eine Aussicht! In diesem Kriege haben die Menschen einen Beweis ihrer Kraft geliefert — auf dem falschen Gebiet. Wenn die Wahrheit Herrin wird, dann wird die Einheit der Menschheit.

Da aber in diesen Dingen noch keine Übereinstimmung erreicht ist, so wollen wir statt der unfaßbaren Menschheit von einer greifbareren Größe reden, wir wollen unser Volk anschauen. Ein Volk ist immer eine geschichtliche Wirklichkeit mit einem bestimmt umgrenzten Charakter. Dieselben Entwicklungs-Fermente, die für den einzelnen Menschen in Betracht kommen, Abstammung, Umgebung, Geschichte, Klima, geographische Lage und dergleichen, sind auch für ein Volk von Bedeutung und formen an seiner Seele.

Seine Seele? Hat denn ein Volk eine Seele? Ist es nicht schon schwer genug, daran zu glauben, daß der Mensch eine Seele habe, — und nun auch das Volk? Freilich! Es geht mit der Volksseele wie mit der Einzelseele. In dem einschläfernden Gleichmaß des Alltages, in dem mechanischen Einerlei stehen wir immer in der Gefahr, zu vergessen, daß wir eine Seele haben. Mancher mag sie in seiner nie gestörten Ruhe wirklich vergessen und — verloren haben. Wenn aber eine Freude, eine übergroße Freude uns widerfährt, eine Freude, die uns ganz erfüllt und uns ganz glücklich macht, oder wenn ein Schmerz uns trifft, der die

Fundamente unseres Seins ins Wanken bringt, oder wenn eine Pflicht, eine Aufgabe uns auferlegt wird, deren Erfüllung das Aufgebot aller verfügbaren Kräfte erfordert, eine Aufgabe, die nur gelöst werden kann auf dem Wege persönlicher Arbeit und Anstrengung, dann erwacht in uns der vergessene Gefangene, der fast verdorben und gestorben wäre, dann rüttelt er an den Gittern seines Kerkers, ruft und schreit nach Luft und Licht, denn ohne Luft und Licht kann er nicht leben. Jauchzend oder schluchzend erhebt sich vor uns unser eigenes Ich, unsere Seele, und erinnert uns daran, daß wir unser bestes Teil nicht vergessen sollen.

Ein Volk kann jahre-, jahrzehntelang dahin leben, dahin vegetieren, wenn die Jahre ihm nichts anderes sind, als eine Summe von Tagen, deren einer aussieht wie der andere; kein tiefes Leiden und keine starke Freude bringt die Flut des Volkslebens in Bewegung, große Opfer werden nicht verlangt, große Aufgaben nicht gestellt. Dann verblassen die Züge im Angesicht des Volkes, dann schwindet seine Individualität, dann schlummert seine Seele. Als aber am Anfang des 16. Jahrhunderts von Wittenberg aus der Ruf zur Befreiung des deutschen Volkes aus geistiger Fremdherrschaft sich erhob, und in wenigen Wochen und Monaten dieser Kriegsruf überall, wo Deutsche wohnten, seinen Widerhall fand, als der Sturm losbrach und das Volk aufstand, als 300 Jahre später von Breslau aus

ein Aufruf das Preußenvolk zu den Waffen rief für den Kampf um die Befreiung aus der Knechtschaft Napoleons, als vor 45 Jahren noch einmal mit den Waffen um diese Freiheit und um die Einheit des Volkes gekämpft werden mußte, da haben in opferwilligem, selbstlosem Vergessen die Einzelnen dem Ganzen sich hingegeben; haben alles Wünschen, Hoffen und Bangen ihrer Seele unterdrückt und haben ihre Seelen zusammengeschlossen, daß sie Eins wurden, eine große, starke, freudige Volksseele. Und erst, als im August 1914 die Welt in Flammen aufging! Ich habe den Ausbruch des Krieges im Auslande erlebt und weiß, wie uns Deutschen im Auslande zu Mute war, als sich die Welt in Waffen gegen unser Vaterland erhob. Wer jene Augusttage aber in der Heimat erlebt hat, der weiß, daß wir uns der Offenbarungen der deutschen Volksseele nicht zu schämen brauchen. Welch ein Volk! Und es hat die Stärke seiner Seele bewahrt durch die furchtbaren Kriegsjahre hindurch. Seine Seele läßt sich nicht zu Grunde richten. Sie ist stark im Kampfe, stark auch im Entbehren.

Sie hat sich in den großen Zeiten ihres Erwachens nicht nur durch das gemeinsame Handeln des Volkes kund gegeben, sie hat sich Träger gesucht, in denen sie Fleisch und Blut werden, Augen gesucht, durch die sie das Volk anschauen konnte.

Wir kennen diese Träger und Offenbarer unserer Volksseele.

War nicht Luther einer von ihnen? Luther mit seiner reichen Seele, aus deren Tiefe die erschütterndsten Töne der Selbstanklage ebenso widerklingen wie die Stimmen trotzmütiger Selbstgewißheit. Luther, der Mann mit dem zarten Gewissen, der den Bann von der Seele des Volkes nahm und die Wahrhaftigkeit über die Autorität stellte, und der bei allem Ernst des Gewissens doch ein weites Herz und Sinn für Fröhlichkeit und einen guten Trunk hatte, der Mann mit dem männlich kühnen Geiste und dem kindlich einfältigen Sinn — war er nicht Frucht und Keim deutschen Volkstums zugleich?

Und ein anderer. Auch er hat uns zur Freiheit gerufen, zur Freiheit von fremdländischer Kunst. Goethe! Zwar zur eigenen Freiheit erwacht durch den Engländer Shakespeare und zu dem klassischen Ebenmaß seiner Formen wie seiner Gedanken gereift im Anschauen der Antike, hat er uns doch eine deutsche Kunst geschaffen. In dem Unmaß seiner Jugend, in dem kraftstrotzenden „Götz“ und dem allzu elegischen Werther, in den Gestalten seiner Reife, in allem, was sich zwischen seinem umfassendsten Lebenswerk, dem „Faust“ und dem in seiner bescheidenen Schlichtheit überwältigend schönen Liede vom „Heideröslein“ bewegt, überall beweist er, daß er aus dem Boden seines Volkstums erwachsen ist, wurzel-

echt, wahr. Überall spürt der Deutsche Geist von seinem Geist.

Ein Dritter: Bismarck! Wie wir ein Bauwerk mit den gewaltigen Maßen des Kölner Domes nicht aus der Nähe betrachten dürfen, um uns an seinen Formen und Maßen zu erfreuen, so muß zwischen den überragenden Größen unter den Menschen und uns erst eine Spanne Zeit sich dehnen, bis wir sie mit dem Auge des Geistes fassen und verstehen können. Aber kein Zweifel! Der so Deutsches geschaffen, dem ein deutsches Volk sein Dasein und seine Kraft verdankt, der ist ein Deutscher gewesen, der hat aus dem Quell der Volksseele getrunken, der war ihr Träger, ihr Offenbarer.

Und der Krieg hat uns einen neuen Mann geschenkt, der uns Träger und Offenbarer deutscher Art geworden ist: Hindenburg. Vor seiner ersten Masurenschlacht kannten wir ihn nicht, jetzt lieben wir ihn und können es uns garnicht vorstellen, daß wir ihn nicht hätten. Nicht nur die geniale Art, in der er seine über alles Menschenmaß hinausragende Aufgabe löste, nicht nur, daß er der eherne Schutz unserer Grenzen, der Retter Deutschlands ist, hat ihm unsere unausrottbare Liebe gewonnen, sondern die schlichte, gerade, deutsche Persönlichkeit, die Treue, in der er sich innerlich eins weiß mit dem Volksganzen, die Selbstverständlichkeit, mit der er, der Herr über die gewaltigsten Heere der Geschichte,

Mensch ist — kurz, daß er in jedem Sinne unser ist, Offenbarer, Führer, Träger, das verankert sein Bild in uns für alle Zeiten.

Mit der deutschen Treue wird gemeinhin viel Götzendienst getrieben. Man begnügt sich oft, allzuoft mit dem Wort und dem Lied von der deutschen Treue, ohne doch die Sache in ihrem Wesen zu haben und zu üben. Treue besteht nicht darin, daß man zähe, hartnäckig an der Überlieferung feßthält, das Alte unverändert bewahrt und weiter gibt. Solche Treue ist eines Menschen unwürdig. Ich kann sie wohl bei einem Hunde verstehen, der den Wandel und Wechsel der Zeiten nicht verspürt. Treue Menschen müssen immer treue Wegführer sein, die wissen, wohin der Weg führt, die sorgsam die Seele eines Kindes, die Seele eines Freundes und — wenn sie dazu berufen sind, die Seele ihres Volkes in die Hand nehmen, um sie den Weg zu führen, der der ihnen bestimmte, der ihnen notwendige ist. Die verständnisvolle Treue schließt alles Willkürliche aus — „das Größte tut nur, wer nicht anders kann“. — Das war die Treue der Großen gegen ihr Volk, daß sie die Mühen und Leiden auf sich nahmen, die jedesmal derer warten, die die träge gewordenen Massen vorwärts bewegen wollen. Das war ihre Treue, daß sie der Seele ihres Volkes, die unter dem Banne geistiger und politischer Unfreiheit seufzte, die Bahn brachen, die zur Freiheit

führte. Das war ihre Treue, daß sie der Volksseele sich hingaben.

Es ist früher viel Grund zum Klagen gewesen über die Mattigkeit unserer Volksseele. Es war kein Schwung da und keine große Opferbereitschaft. Philisterhaftigkeit und Spießbürgertum waren eingezogen. Dennoch — ich glaubte an die Seele meines Volkes und mit mir viele, die es wirklich lieb hatten. Wir haben uns nicht getäuscht.

Mir ist, als hätte ich persönlich in meinen jüngeren Jahren ihren Pulsschlag zweimal besonders stark gespürt. Das erste Mal, da sie sich mir zeigte, stand sie weinend am Sarge Wilhelms I. Ich hatte [damals noch Primaner] im alten Dom zu Berlin lange an der Bahre des Greises gestanden, hatte in den Straßen der Stadt Tränen auf wetterharten Gesichtern gesehen. Ich hatte mich hindurchgewunden durch die Hunderttausende, die den Sarg umdrängten. Ich wußte, wie aus allen Gegenden Deutschlands ernste Männer in die Hauptstadt geeilt waren, um einmal noch das Antlitz dessen zu sehen, der seinem Volk ein Vater geworden war. Dann mußte ich mich auf die Orgelbank setzen und meine Finger hineingraben in die schwerfälligen Tasten der Orgel, um ihre Stimmen zu Dolmetschern unserer Klage zu machen; ich werde es nie vergessen. Zitterte nicht in den Tönen der alten Domorgel der Schmerz der Volksseele?

Doch solche Stunden wollen nicht analysiert, sie wollen erlebt sein.

Das zweite Mal, als ich die Volksseele fühlte, ging ein Sturm des Jubels durch sie hindurch. Es war am 1. April 1895. Ich hatte mich den Studenten zugesellt, es waren ihrer mehr als 6000, die dem Alten im Sachsenwald zu seinem 80. Geburtstage ihre Huldigung darbringen, ihre Liebe zeigen wollten. Ich will nicht darüber rechten, wie sehr der sonnige Morgen, der Glanz der Farben und das Klirren der Rapiere unsere Stimmung beeinflusste. Ich bin überzeugt, der unbeschreibliche, erschütternde Jubel, durch dessen stürmische Kraft ein gewaltiger Ernst hindurchdrang, er war mehr als das billige: „vive ...“ das auf den Pariser Boulevards so leicht zu haben ist. Es war der Jubel, es war eine Feier der Volksseele. Dort im Park von Friedrichsruh hat sie mich angeschaut mit leuchtendem Blick, und doch, in ihren Augen lag ein mahnender Ernst, und ich verließ den Ort reicher als ich ihn betreten hatte. Innige Berührungen mit der Volksseele, die nicht nur Stimmungen und Täuschungen, sondern wirksame Erlebnisse sind, geben der Einzelseele festere Form, strafferen Halt und schärfen das Bewußtsein, daß wir dem Ganzen gegenüber Pflichten haben.

Und nun als der Krieg ausbrach! Ich sagte schon, daß ich es im Auslande erlebte. Ein wildfremder alter Mann schaute mir über die Schulter, als ich

das Extrablatt las, das uns sagte: es ist Krieg! Im Dialekt meiner Heimatsprovinz sagte er: „Schade, daß ich zu alt bin. 1870/71 war ich dabei, aber nun gehts nicht mehr.“ Dann sahen wir einander an, keiner wußte den Namen des anderen, aber jeder wußte, daß er zum anderen gehöre.

Dann zogen die Reservisten und Freiwilligen zur Bahn, wir gaben ihnen das Geleit und wußten nicht, was wir ihnen antun sollten. Unsere Liebe war ein Fieber, nein, wir waren ganz und nur Liebe. Und was wir früher vielleicht nur halb versteckt waren, völkisch-deutsch, das waren wir mit einem Schlage ausschließlich. Wir fühlten es heiß in der Notzeit Deutschlands, daß wir nicht atmen können ohne unser Vaterland. Die zu Hause bleiben mußten, regten die Hände zu rüstiger Tat. Heimatliebe, Heimatsehnsucht, Treue gegen unser Volk, das war und bleibt das Erlebnis von 1914.

Solche Erlebnisse lassen sich aber nicht zwingen, nicht machen. Solche Feiertage gehören nicht zu den immer wiederkehrenden Festen, sie sind Geschenke, für die wir danken müssen. Doch fehlt es keinem von uns an Gelegenheiten, der Seele unseres Volkes auch sonst zu begegnen. Unser Volk hat seine Lieder gesungen und seine Seele in diese Lieder gelegt. Singen wir sie nach! Das deutsche Volkslied mit seinem Schwerterklirren und Sporenklingen, mit seinem Natursinn und seiner Liebesglut, mit seinem Spott und

seiner Frömmigkeit, es ist das legitime Kind der Mutter Volksseele.

Es gibt noch eine andere, jedem zugängliche Gelegenheit, unserem Volke ins Herz, in die Seele zu schauen. Wir brauchen nur etwas weniger hochmütig zu sein, etwas weniger näselnde Blasiertheit zu besitzen. Wir brauchen uns nur einmal als zum Volke gehörig zu empfinden, nur etwas mehr Liebe zu haben. Dann werden die Berührungen mit dem Volke uns nicht mehr nur Anlässe, uns in öden, törichten Schimpfereien über die „Masse“ zu ergehen, wir werden vielmehr den unerschöpflichen Vorrat an Kraft und Treue, Mutterliebe und Entwicklungsdrang finden, ohne den unser Volk ein sterbendes wäre. Was hat denn die Künstler befähigt, uns das Volk in seinem Weinen und Lachen zu schildern? Die Liebe, mit der sie geschaut, gelauscht haben! Genie ist nicht Hochmut, Genie ist Liebe.

Und die Größten und Großen, die unserem Volke als Träger und Förderer seiner Seele geschenkt sind, wir wollen sie kennen lernen. So verschieden sie sind, in dem Maße, in dem sie die Seele unseres Volkes gefunden und aus ihr herausgeredet haben, werden sie unsere Seelen berühren und bereichern, werden sie uns eingliedern in die Volksseele, ganz gewiß nicht zum Schaden unserer persönlichen Eigenart. Recht verstanden ist jedes wirkliche persönliche Interesse auch ein nationales Interesse.

Auch die Geschichte unseres Volkes wollen wir kennen lernen, damit wir wissen, woher wir kamen, und an der Geschichte den Blick uns schärfen für die Richtung, in der wir weiter zu gehen haben.

Und unser Land wollen wir kennen lernen, und trotz der wilden Freizügigkeit und des rasenden Verkehrs unseren Heimatsinn bewahren. Liebend wollen wir uns hineinversenken in den Geist unserer heimatlichen Ebene, unserer heimatlichen Berge. Es lebt ein Geist in ihnen, der zu uns spricht, und der, wenn er erst recht verstanden wird, uns nicht wieder los läßt. Unser Land muß uns heilig werden, das den Wechsel der Zeiten und Geschlechter erlebt, das Jubeln und Weinen der Seele unseres Volkes gesehen. Ich bin überzeugt, je inniger wir unser Land und Volk kennen lernen, je schärfer wir auf seine Regungen achten, und je besser wir es verstehen, um so mehr werden wir es lieben. Nicht im blinden Patriotismus, nicht in nationaler Hoffart, die überzeugt ist, es müsse einst an „deutschem Wesen die ganze Welt genesen“, sondern mit der Liebe, die uns zur Pflicht, die uns zur Aufgabe wird! Pfui! über den Patriotismus, der sich bei patriotischen Festessen heiser schreit und betrinkt, um dann bei den unglücklichsten Töchtern desselben Volkes, auf dessen Wohl er soeben noch getrunken hat, sich abzukühlen! Pfui, über diese jammervolle Heuchelei! Aber Heil dem, der in liebevollem Sichversenken in den Weg und die

Art seines Volkes seine Seele weitet, daß sie groß wird und flugstark! Der in der Flut der Volksgeschichte, in dem Tau der Heimat seine Seele badet, daß sie rein wird und fest und treu!

Wir wollen uns von den Überklugen den Heimatsinn nicht verdächtigen lassen. Der Heimatsinn, den wir meinen, hat nichts zu tun mit der Anhänglichkeit eines Tieres an seine gewohnte Umgebung. Aus unserer Heimat weht uns Geist an, dessen wir ein Teil sind. Darum wollen wir die Heimatliebe als eine geistige und damit unzerstörbare Macht pflegen und wollen nicht in einem knieweichen Europäertum verfaulen.

Nun wollen wir auch die sexuelle Frage von diesem höchsten, vom nationalen Standpunkte aus anschauen. Wir wollen nicht nur berechnen, wie unendliche Millionen jährlich auf dem Altar der Venus geopfert werden, ein Riesenkaptal, das für die Kultur, für den Fortschritt unseres Volkes verloren geht und jedenfalls das, was an nationalen Opfern von uns verlangt wird, weit übersteigt; wir wollen nicht nur daran denken, daß das Gift der Geschlechtskrankheiten unzählige Opfer an Männern und Frauen fordert, die für das Ganze noch etwas hätten leisten können, — obwohl diese Gesichtspunkte beachtenswert genug sind und vielleicht noch einmal schwerer ins Gewicht fallen, als wir es jetzt voraussehen können. Wir wollen vielmehr unser Volk lieb haben mit der Liebe, die helfen

und fördern will und die es bewahren will vor der moralischen Verkommenheit und inneren Schwäche, an der alte Völker zugrunde gegangen sind. Sind denn nicht auch diese Mädchen, die im Dienste der Prostitution oder irgend einer anderen Form der geschlechtlichen Befriedigung stehen, Kinder unseres Volkes? Hatten sie nicht auch Anspruch darauf, vom Ganzen getragen und gefördert zu werden, um dann ihrerseits wieder zu tragen und zu fördern? Wir können es nicht ohne Schmerz mit ansehen, daß uns die Gemeinheit aus ihren entstellten Zügen anstarrt; und wir können es nicht mehr verantworten, daß wir sie noch gemeiner machen, indem wir sie mißbrauchen. Wir wollen uns nicht damit entschuldigen, daß an ihnen nichts mehr zu verderben und nichts mehr zu retten sei. Selbst einen Ertrunkenen zieht man noch aus dem Wasser heraus. Und dann: Hinter der Dirne, die du mißbrauchst, die durch jeden Umgang mit Männern mehr, schneller verbraucht wird, steht die noch Unschuldige, die an die Stelle der Abgenutzten treten wird. So fällt auch die Entschuldigung hin, man habe sich nie an unberührten Mädchen vergangen. Mit der Nachfrage nach der Prostitution steigt und fällt naturgemäß auch das Angebot.

Und hat auf unsere, der jungen Männer, Leiber und Kräfte das Volk, das Ganze nicht wohlbegründeten Anspruch? Der Individualisierungstrieb der modernen Geistesströmung, das Ich werden wollen, in

dessen Flut wir uns entschlossen hineingestellt haben, ist weit entfernt, uns aus dem Zusammenhang mit der Seele unseres Volkes herauszunehmen. Wir wollen ja nicht eigensinnige Trotsköpfe sein, nicht kalte Egoisten, die keinen Gemeinsinn, keine Liebe zum Volk mehr kennen, sondern starke Persönlichkeiten, deren Energie in hohen und niederen Stellen dem Ganzen zugute kommen soll. Wir wollen uns nicht einreden, daß wir uns der Gemeinschaft gegenüber indifferent verhalten könnten, oder daß es auf unsere Mitwirkung nicht ankomme. Wir können nur entweder zum Nutzen oder zum Schaden für die Gesamtheit da sein, und gerade die bequeme Gleichgültigkeit ist der größte Schade. Was wir an Reinheit und Kraft, an Freude und Glück für uns und unsere Kinder erwerben, das strömt durch die Kanäle der tausendfachen Beziehungen, in denen wir stehen, und mündet schließlich als ein unentbehrlicher Beitrag in das Meer der Volksseele.

Was nützt ein Patriotismus, der nur Worte hat! Im Anfang war die Tat, und zuletzt entscheidet die Tat!

Diesen Patriotismus der Tat hat die deutsche Jungmännerwelt vor dem Feinde bewährt, aus ihm heraus Schwereres im Kriege geleistet, als jemals früher von Männern verlangt worden ist. Alle Heldentaten früherer Kriege verblassen vor dem, was in diesem Kriege, gerade von der Jungmännerwelt geleistet ist. Möge sich dieser Patriotismus der Tat,

dieses Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volksganzen auch im Frieden stärker als bisher bewähren!

Unser Persönliches ist ja aus dem Nationalen, aus der Art unserer Rasse, ja aus dem politischen Bestande unseres Volkes herausgewachsen. Wenn wir das alles abstreifen wollten, so ist es, als wollten wir der Seele den Leib nehmen. Unsere Sprache, die Art unseres Denkens, die Art unseres Fühlens, unserer Arbeit und unser Besitz, alles ist Gemeingut des Volkes, will Wohnstätte und Ausdruck der Volksseele sein. Wir sind innerlich, organisch, natürlich durch unzählige Fäden und Fasern mit unserem Volke verknüpft und ihm darum tausendfach verpflichtet.

Darum, wir wollen's ihm danken mit männlichem Entschluß, mit tapferer Tat. Auch das Wohl und die Zukunft unseres Volkes ist des Schweißes und der Mühe wert. Seien wir rein, auch um unseres Volkes willen!



EIN SCHLUSSWORT

„Lösungen des Welträtsels werden nicht gelehrt, sondern erlebt“. Heinrich von Stein.

Nichts liegt mir ferner, als „predigen“ zu wollen; da ich es selbst nicht gut vertragen kann, wenn mich jemand anpredigt, so verfare ich nach dem Satze: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Der Gegenstand freilich, über den ich zuletzt reden will, wird am meisten in Predigten behandelt, und das hat seinem Ansehen geschadet. Aber unbesorgt! Ich will nicht „predigen“, ich will, wenn möglich, etwas sagen. Das halte ich für wichtiger.

Das Zeugnis wird mir nicht versagt werden, daß ich die geschlechtlichen Dinge als etwas überaus Natürliches behandelt habe. Ich habe der Geschlechtskraft ein Loblied gesungen und die natürliche Betätigung des Geschlechtstriebes in der Ehe empfohlen. Ich habe weder über die schlechten Zeiten, noch über die schlechten Menschen gejammert. Ich habe niemanden verdammt und niemanden

gescholten. Mein Bestreben war nicht, irgend jemandem einen Schlag auf den Kopf zu versetzen; ich liebe die Menschen nicht, die nichts Besseres können. Ich habe vielmehr allen, die sich meinen Dienst gefallen lassen, etwas unter die Füße geben wollen, daß das Heben und das Emporkommen erleichtern soll. Ich habe mich unter Euch gestellt als ein Alters- und Kampfgenosse, der eine ernste Sache mit Euch zu besprechen hatte. Ich habe mich nicht aufgespielt als einer, für den das Problem des Geschlechtslebens kein „Problem“ mehr wäre. Nicht im Tone väterlicher Ermahnung, sondern im Tone kameradschaftlichen Interesses habe ich mit Euch reden wollen. Ich hoffe darum, Euch kein lästiger Weggenosse geworden zu sein. Wir haben schon manche Höhe erstiegen, von der aus wir fröhliche Umschau hielten in das Land der Kraft und der Reinheit. Noch ein wenig Geduld! Noch eine Höhe, und wir sind am Ziele!

Zwar weiß ich, daß mir nicht alle folgen werden, und ich kann es für diesmal auch niemandem verdenken, denn es war der Mühe schon fast genug, die wir der Zähigkeit unseres Willens zugetraut haben. Wenn wir die Notwendigkeit: Rein um unserer Ehre willen, rein um der Frau, zumal um der Frau willen, die uns gehören soll lebenslang, rein um unseres Kindes willen, rein um unseres Volkes willen — erst in Entschluß und werdende Tat umgesetzt haben, so

könnten wir ruhen und uns freuen, daß wir auf jeden Fall ein gut Stück weiter gekommen sind. Vielleicht ist es sogar gut, wenn wir uns alles Weitere eine Zeitlang fern halten, um das Erlangte erst gründlich durchzukosten und ganz hineinzuwachsen. Für den Fall könnten wir für eine Weile Abschied voneinander nehmen, um später einmal über unsere Erfahrungen und unsere Aussichten zu verhandeln. Aber ich weiß nicht, ob und wo ich Euch einmal wieder treffe. Darum möchte ich wenigstens auf der zuletzt erreichten Höhe einen Wegweiser aufrichten und Euch bitten, ihm — vielleicht später einmal — zu folgen.

Wer aber das Gefühl hat, daß es wirklich über dem Erreichten noch höhere Ziele gibt, die nicht weniger erstrebenswert sind, den lade ich zum letzten Aufstieg ein, damit wir uns im Steigen davon überzeugen, daß unseres Wanderns nie ein Ende sein wird. Jeder weiterer Schritt ist uns ein Ziel und eine Stufe zugleich zu einem Höheren.

Wir erinnern uns, daß wir mehr als einmal das Natürliche heilig nannten. Wir müssen zugeben, daß, je reiner wir das Natürliche erschauten, es uns um so reiner, um so verehrungswürdiger entgegentrat. Die Sehnsucht nach Natürlichkeit unseres Seins, der Wille zur Reinheit hatten sich als ein notwendiger Teil des gesamten Kulturfortschrittes ergeben. Die neue, persönliche Kultur, die leise unter uns anhebt, die nicht sachliche Werte, sondern Persönlichkeiten, Ichheiten

erzeugen will, kann gar nicht anders, sie muß die Unreinheit wie einen Aussatz an ihrem Leibe ausscheiden. So ist uns der Wille zur Reinheit zum Kulturwillen geworden. Sowie wir aber von Kultur reden, meinen wir eine Bewegung, die aus uns vorläufig noch unbekanntem Tiefen hervorgegangen, auf unübersehbare Höhen führt. Befinden wir uns in der Kultur, in der der Mensch gemeint ist und gewollt wird, so stehen wir mitten in einer ewigen Menschengeschichte, deren letzte Faktoren sich unserer Forschung entziehen, sich unserem Willen nicht beugen; so treten wir in Berührung mit Mächten, die nicht von uns sind, von denen wir uns einfach tragen lassen müssen.

Nun kommt es darauf an, daß wir durch alle Anfechtungen und Gefahren hindurch uns den Willen zur Reinheit retten und uns nicht damit begnügen, nur den Willen zu haben. Dann erleben wir an uns nicht nur das Erwachen neuer Kräfte, die unsere Arbeit segnen, die unser Herz fröhlich machen, die das Gedeihen an unsere Sohlen heften, sondern in der Welt der Reinheit ist es, als ob schlafende Sinne sich erheben, verkümmerte Instinkte erstarken und uns Welten aufschließen, von denen wir bisher nichts geahnt haben.

Nur daß wir lauter und wahrhaftig bis auf den Grund sind, und uns nicht täuschen mit Stimmungen und vagen Gefühlen! Nur daß wir mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben

und nicht anfangen zu fabeln, wo unsere Erfahrung nicht mehr ausreicht! Denn erzwingen können wir trotz aller Reinheit, trotz alles Wollens und Suchens das Erwachen neuer Sinne nicht. Noch nie hat ein Bittgang den Regen verscheucht und die Sonne heraufgeführt. Das Bekenntnis, fremd zu sein in DER Welt, in die hineinzuschauen wir uns anschicken, ist tausendmal wertvoller als die plumpe Vertraulichkeit, mit der viele glauben, sich hineinschmuggeln zu können.

Wir erleben an uns, daß die geschlechtliche Reinheit, daß die Beherrschung der Summe aller unserer Kräfte, der Geschlechtskraft, je sicherer wir sie handhaben, unser Unterscheidungsvermögen für Echtes und Unechtes, Wahres und Unwahres schärft. Wir bekommen einen besseren Blick für die Menschen, die uns umgeben. Wir bekommen Sinn dafür, daß es nicht materielle Anstöße sind, die im Grunde die Dinge weiter bewegen. Wir werden des Geistes, des Willens, der übermateriellen Kraft, die in uns wohnt, uns bewußt. Sagen wir es kurz: Die Geisteswelt fängt an, sich uns zu erschließen. Aus dem Chaos, in dem nur Stoffe und Kräfte sich stießen, haben wir uns herausgerungen in den Kosmos des Persönlichen. In der Ordnung und Schönheit dieser Welt wollen wir bleiben, denn wir fühlen, hier ist unsere Heimat.

Aber wir wollen diese Welt nicht betreten, ohne

zuvor unsere Schuhe auszuziehen, denen der Staub der Niedrigkeit anhaftet. Diese Welt ist heiliges Land, in ihr lebt GOTT.

„Deine Aufrichtigkeit soll sich nicht auf Religion gründen. Deine Religion muß sich auf sie gründen. Deine Aufrichtigkeit muß gegründet sein, wie die Sonne am leeren Himmel, muß schweben wie die Lichter am Himmel, die den Tag und die Nacht beherrschen. Fragst Du, warum Du ehrlich sein sollst, so bist Du durch die Frage selbst entehrt. . . . Weil Du Mensch bist, ist die einzige Antwort.“ (Ruskin.)

Wir haben die Reinheit, um die wir kämpfen, nicht zu einem Götzen gemacht, auf dessen Altären wir uns nutzlos und zwecklos opfern wollen, sondern im letzten Grunde haben wir sie gewollt, um die Lasten von uns zu schütteln, die uns den Aufstieg erschwerten, und um die Kräfte uns anzueignen, die uns Flugkraft geben. Schließlich sind wir selbst die Nächstbeteiligten, wenn die Reinheit segnen soll. Aber wir wollen nicht ihren Segen wie einen wohlverdienten Lohn in eitler Selbstbefriedigung einstecken. Wir wollen sie pflanzen wie ein Saatkorn in den Acker unseres Lebens und wollen ihre Früchte genießen.

Wenn du aber einen Obstkern in deinen Garten pflanzest, den zarten Stamm und den wachsenden Baum behutsam pflegst, und der Baum dir Blüten und Früchte trägt, sprichst du: Es ist mein Werk? Du

hast nichts anderes getan, als daß du die äußerlichen Pflichten erfülltest, ohne die die Natur sich nichts abringen läßt. Aber Wachstum und Frucht waren ein königliches Geschenk.

Wenn du rein geworden bist und dadurch ein „Ich“, das seiner selbst gewiß und fröhlich sein darf, und es reift dir, — vielleicht über Nacht, — die Frucht, daß aus der heilig gewordenen Natur das Auge des ersten Ich dich anschaut und du dich geschaffen und geborgen weißt in den weltumspannenden Armen eines lebendigen Gottes, — war es dein Werk? Um der Aufrichtigkeit willen, die uns über alles geht, nein! Es war ein Geschenk aus unbekannter Hand und wir schämen uns nicht, das uralte, so oft mißbrauchte Wort demütig auszusprechen: Es war Gnade.

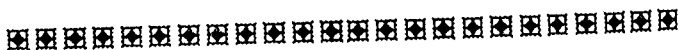
Aber nun suchen wir den Geber, nun kommen wir nicht wieder von ihm los, und über dem Suchen nach dem Spender dieser unerwarteten Frucht an dem Saume unseres Lebens begegnen wir dem, der geufen hat: Heil denen, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott erleben.

Wir haben eine neue Höhe erstiegen. Wir sind hinaufgetragen worden. Nun schauen wir zurück. Was war es, das uns die Kraft gab, uns hinauf zu arbeiten und doch nicht vom Schwindel ergriffen zu werden? Was gab uns den Willen, rein zu werden für uns und für andere? Wir hatten es Kultur genannt,

den individualisierenden Zug unserer Zeit, das ewig Moderne; und nun spüren wir, daß die Kraft all dieser Motive der unbekannte Gott war, dem wir Altäre bauten. Jetzt hat er uns berührt, jetzt hat er uns angeschaut.

Erst aus der Ferne!

Aber hat uns der Unbekannte so hoch gehoben, wie sollte uns der Vertraute nicht weiter helfen...



Inhalt:

	Seite
I. Die Ehre des Mannes	9
II. Der Geschlechtstrieb .	24
III. Von den Frauen	50
IV. Genuß und Arbeit . .	105
V. Die Gesundheit	138
VI. Das nächste Geschlecht	180
VII. Das Volk	189
VIII. Ein Schlußwort	205

Alle Rechte vorbehalten. Insbesondere das der Übersetzung. Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig. Die vorliegende Auflage wurde im Kriegsfrühjahr 1917, zur Zeit der größten Papiernot gedruckt. Der Verlag kann für die Papierqualität eine Verantwortung nicht übernehmen.

Das Buch der Ehe

von Heinrich Lhotzky

In all dem Wirrwarr von Ehe-Anschauungen und Ehe-Theorien hinein, der die Zeit füllt, mußte einmal solch ein Buch geworfen werden. Nüchtern, kraftvoll und im eigentlichsten Wortsinne unerschütterlich steht es da: Ein Kanon der inneren, seelischen Gesetze der Ehe, die wohl noch nie ein Mensch in solcher Tiefe erkannt, mit solcher Klarheit ausgesprochen hat. Es hat die Gewalt und Einfachheit der Wahrheit. Es wird den Menschen in ihrer Ehe helfen. Für Menschen VOR der Ehe ist es ein Blick in ihre Wirklichkeit. Es sei ausdrücklich betont, daß das hygienische Gebiet in nur einem kurzen Abschnitt berührt wird. Die erste Auflage erschien 1911 und im Jahre 1917 bereits das 125. Tausend.

Eine Mark 80 Pfg.

Überall gern zur Ansicht.

Die Weltgeschichte

Paul Rohrbachs:

Niemand hat je kondensierter Geschichte geschrieben als Rohrbach auf den dreihundert Seiten seiner in den „Blauen Büchern“ erschienenen „Geschichte der Menschheit“. Diese Kondensierung — ein harter Selbstzwang für den Autor — ist die Stärke des Buches. Durch sie werden die großen Zusammenhänge alles Geschehens merkwürdig deutlich: Das Steigen und Sinken der Völker wird nicht gelesen, sondern erlebt. Ein ganz neues Geschichtsgefühl ist das Ergebnis, mag man vorher viel oder wenig historische Einzelkenntnis besessen haben. Das Buch beginnt in prähistorischer Zeit und endet in der Gegenwart. Manch' neuer Gedanke ist ausgesprochen, und Ergebnisse der jüngsten Forschung sind erstmalig für die breitere Öffentlichkeit verwertet. Beispielsweise die überraschenden Resultate, zu denen Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst“ kommt. Oder der Gedanke v. Richthofens: Iran als Wiege — wenn auch nicht der Menschheit, so doch der historischen Völker — anzusprechen. Ein Gedanke, den der verstorbene große Geograph wohl nur im privaten Gespräch, nicht aber öffentlich aussprach, dessen Wahrscheinlichkeitsnachweis aber von klarer Einfachheit ist.

Eine Mark 80 Pf.

Überall gern zur Ansicht.



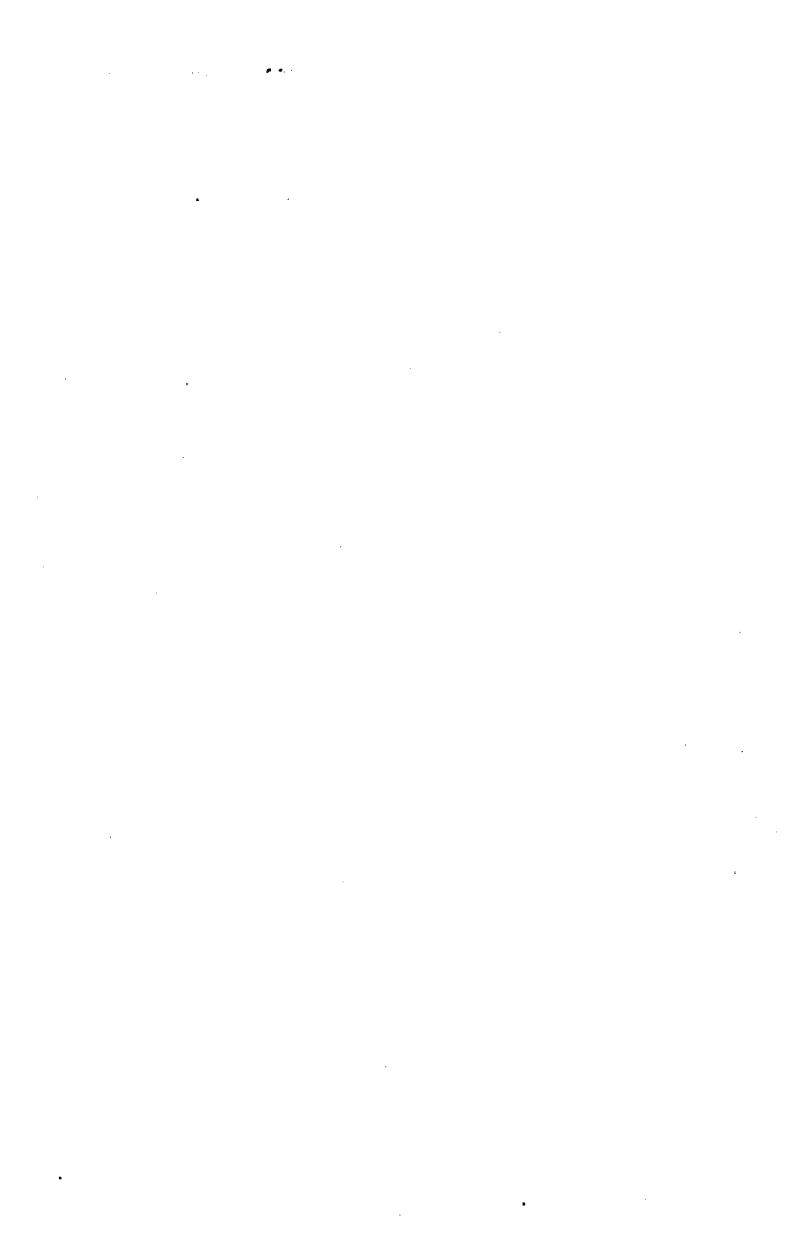
Weltpolitisches Wanderbuch

von Paul Rohrbach

Dr. Rohrbach reist, wie vor ihm noch kein Deutscher und vielleicht noch kein moderner Mensch überhaupt gereist ist: nicht zur eigentlichen Forschung für irgendein Wissensgebiet, sondern als Kenner der Geschichte, der geistigen Entwicklung und der natürlichen Verhältnisse der fremden Länder. Aber aus solcherart gewonnener Anschauung erhellt er die Notwendigkeiten seines eignen Volkes mit jener Klarheit, die auch unter denen, die die Wege der Völker verantwortlich leiten, nicht gerade eine Selbstverständlichkeit ist. Das „Wanderbuch“ ist der Niederschlag dieser durch nun fast zwei Jahrzehnte hindurch gepflegten großen Reisen. In einer Zeit, in der die Nation sich (nachdem der Krieg ihr Schicksal bestimmte) für die Arbeit in und an der Welt vorbereitet, ist solches Buch an sich von programmatischer Bedeutung. Wesentlich mitbestimmt wird Wert, Gewicht und Dauer des Buches durch das grundlegende erste und das mancherlei Dinge enthaltende und (in gehobenem Sinne) „aktuelle“ letzte Kapitel * Frühjahr 1916: Erstes Tausend. Frühjahr 1917: Einundsiebzigstes bis achtzigstes Tausend.

Eine Mark 80 Pf.

Überall gern zur Ansicht.



Die Schöne Heimat

Bilder aus Deutschland

Das Buch ist ein freigebundener Blumenstrauß. Kein methodisch geordnetes Herbarium. Es möchte zum Herzen sprechen, nicht zum Verstande. In 144 auserlesenen Bildern wird Deutschland in der unerhörten Vielseitigkeit seiner Landschaft, seiner Stadtbilder, seiner Bauten angedeutet. Das Große und das Kleine, das Stolze und das Schlichte, das Bekannte und das Unbekannte — der Norden, der Süden, der Osten und der Westen: das alles findet sich und bindet sich zusammen zu einer Einheit: „Deutschland“. Die Grenzen des Reiches vor dem Kriege begrenzen den Inhalt des Buches. Im ganzen sind gewiß über 80 000 photographische Aufnahmen für dieses Buch gesichtet und geprüft. Und hinter manchem einzelnen Bilde, das sich jetzt so selbstverständlich und einfach im Buche ausnimmt, stehen wochen-, ja monatelange Bemühungen. Möge aber hier und da das fertige Buch für Jemanden eine ähnliche Freude sein, wie es das entstehende für den Verleger war. Das Schönste aber wäre, wenn das Buch denen zusagen würde, die ihre und unsere Heimat verteidigt haben. Auch sollte man das Werk Freunden und Verwandten in Übersee fleißig übermitteln.

Eine Mark 80 Pf.

Überall gern zur Ansicht.



Der Deutsche Gedanke

von Paul Rohrbach

Paul Rohrbach zu verlegen wird an sich stets eine Freude sein. Sein Buch vom „Deutschen Gedanken in der Welt“ aber verbreiten zu dürfen, ist wohl mehr wert als das: Ist doch dies Werk eins der seltenen Büchergeworden, welche die Gesamthaltung eines Volkes, einer Generation wesentlich mit beeinflussen. Man hat die Schrift mit Recht mit Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ verglichen und sie „ein großes Kulturbekenntnis des Deutschtums“ genannt, oder „das Buch, das den Deutschen lehren kann, weltpolitisch zu denken“. Mit jenen politischen Flugschriften, die heute beachtet und morgen vergessen sind, hat das Buch jedenfalls nichts gemein. Ein herber Tatsachensinn geht durch das ganze Buch. Rohrbach ist ja einer der wenigen geschichtlich und politisch gebildeten Deutschen, die sich eine intime Weltkenntnis erworben haben.

„Jedesmal“ — schrieb der „Ostasiatische Lloyd-Shanghai“ — „jedesmal packt Rohrbach, das wissen seine Zuhörer in Ostasien aus verlossenen Jahren, aber noch nie hat er so mit seinem Herzblut geschrieben“.

Eine Mark 80 Pf.

Überall gern zur Ansicht.

